Die Kriegslage im Herbst 1918

Warum konnten wir weiterkämpfen?

Von

General d. Inf. v. Kuhl

Eine Entgegnung

auf die Schrift von Adolf Köster:

Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?

Dob-Verlag Berlin W9, Potsdamer Straße 22b

Preis: 5 Mk.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist zwar hauptsächlich als Entgegnung auf die Kösterſche Broschüre verfaßt, soll aber zugleich eine sachliche, kriegsgeschichtliche Schilderung unserer Kriegslage im Herbst 1918 bieten.

Allen Kriegskameraden wäre ich für Beiträge aus ihrer Kriegserfahrung zu den nachstehend behandelten Fragen dankbar.

Berlin-Steglitz, Breitestraße 36. von Kuhl.

Herr Adolf Köster, früher Minister des Aeußeren, jetzt des Inneren, sucht in einer auf öffentliche Kosten von der Regierung bis in die Volksschulen hinein verbreiteten Schrift: „Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?“ dem In- und Ausland zu beweisen, daß wir im Herbst 1918 „eine vernichtende Niederlage“ auf dem westlichen Kriegsschauplatz erlitten hätten, so daß wir nicht mehr imstande gewesen wären, weiterzukämpfen. Weder habe der Ersatz an Menschen, noch an Heeresgerät ausgereicht. Die strategische Lage des Westheeres habe sich durch die Niederlagen seit Juli bis zum Oktober und November so verschlechtert, daß ein weiterer Widerstand unmöglich geworden wäre. Durch den Zusammenbruch Bulgariens, der Türkei und Oesterreich-Ungarns sei die militärpolitische Gesamtlage Deutschlands hoffnungslos geworden. Das deutsche Volk sei durch die Blockade zermürbt und durch die seit Juli eingetretenen Niederlagen, noch mehr aber durch die plötzliche und unvermittelt bekannt gegebene Bitte um Waffenstillstand moralisch erschüttert gewesen.

Daß von diesen Ausführungen im einzelnen vieles zutrifft, soll nicht bestritten werden. Die Beantwortung der Frage, ob das Heer im Herbst 1918 weiterkämpfen konnte, ist Sache der kriegsgeschichtlichen Forschung, die sorgfältig alle in Betracht kommenden Umstände und Einwirkungen abzuwägen und vor allem auch die Lage beim Feinde in Rechnung zu stellen hat. Keinesfalls ist eine ausgesprochene Parteischrift zur Erledigung dieser Frage ge-

eignet. Als eine solche muß aber die Köstersche Schrift bezeichnet werden.

Die „Dolchstoßlegende“ lehnt Köster als „eine der bösartigsten und zugleich dummsten Legenden“ ab. Das Heer sei nicht von der Heimat im Rücken erdolcht worden, es sei überhaupt nicht von revolutionären Bestrebungen unterwühlt gewesen. Deutschland sei nicht infolge mangelnden Siegeswillens niedergebrochen. Das zu beweisen, ist der Kernpunkt der Ausführungen und der Zweck der ganzen Schrift. Hierzu werden die Tatsachen gruppiert, indem sie teils hervorgehoben, teils beiseite geschoben werden, je nachdem es dem Verfasser zu seiner Absicht paßt.

Man kann es verstehen, daß es Parteien gibt, die ein dringliches Interesse daran haben, jegliche Schuld am Zusammenbruch abzuwälzen. Von den unheilvollen Folgen der Revolution ist in der Schrift keine Rede. Leider hat auch ein Offizier, der Generalmajor a. D. Frhr. v. Schoeneich, im „Berliner Tageblatt“ vom 11. Januar 1921 erklärt, die sozialistische Agitation im Heere sei nicht die Ursache, sondern die Folge der Niederlage gewesen. Daß sie lange vor der Niederlage eingesetzt hatte, wird beiseite geschoben. Auch der preußische Ministerpräsident Braun hat im Landtage erklärt, die Revolution sei nicht am Zusammenbruch schuld, sondern sie sei lediglich die Folge des völligen Zusammenbruchs gewesen. Auf diese Weise wird ein Feldzug geführt, um die Revolutionsgrößen von den Folgen zu entlasten, die die planmäßig vorbereitete und durchgeführte Revolution gehabt hat.

In der Vorrede erklärt Herr Köster: „Nicht weitere gegenseitige Beschimpfungen tun uns not, sondern die nüchterne Besinnung auf die harten geschichtlichen Tatsachen, deren Druck wir erlegen sind“. Dem ist beizustimmen. Man muß aber annehmen, daß Herr Köster es nicht für eine Beschimpfung hält, wenn er von „schimpfenden und polternden Generalen“ spricht, denen es gelungen sei, „die Beschimpfung und Bezichtigung des eigenen Volkes zu organisieren“. „Anstatt schweigend über das Maß der Schuld nachzudenken, das sie selber tragen, ... beschimpfen sie seit zwei Jahren eigene Volksgenossen anderer politischer Ueberzeugung, das Vaterland bewußt verraten zu haben“. Die „Agitatoren der Ludendorff-Legende“ beschimpfen das Volk in der Heimat und „die umgesunkenen Soldaten an der Front“, behauptet Herr Köster, ohne irgend einen Beweis, insbesondere für die letztere Behauptung, anführen zu können. Denn auch ihm ist wohlbekannt, daß sich die Oberste Heeresleitung und alle Führer im Herbst 1918 bis zum letzten Tage nur mit Worten höchster Anerkennung über die wirklichen Frontkämpfer ausgesprochen haben. Köster selbst führt (S. 24) an, daß der Abgesandte der Obersten Heeresleitung, der anfangs Ok-

tober die Parteiführer in Berlin über die Lage an der Front unterrichten sollte, für die Taten des Heeres nur lobende Worte gehabt habe. Nicht die umgesunkenen Soldaten an der Front, sondern die Drückeberger hinter der Front, die Deserteure in der Heimat und im Ausland, die Ueberläufer im feindlichen Lager sind es, gegen die sich die Empörung jedes ehrlichen Soldaten richtet. Wen die Schuld daran trifft, daß die Zahl der Fahnenflüchtigen und Ueberläufer ins ungeheure stieg, muß klargestellt werden. Köster nimmt von einer solchen Untersuchung Abstand. Man dürfe den Krieg nicht „vom Standpunkte des ehrgeizigen Generals betrachten, der seine Niederlage nicht eingestehen will, oder vom Standpunkte des verärgerten Offiziers, der mit dem verlorenen Krieg die Stellung seiner Kaste zerbrochen sieht".

Die vorstehende Auslese mag zugleich als Stilprobe davon dienen, was Köster unter einer „nüchternen Betrachtung geschichtlicher Tatsachen" versteht. Ich habe nicht die Absicht, ihm auf diesem Wege zu folgen. Auf Grund meiner eigenen Kriegserfahrung, gestützt auf beweiskräftige Urkunden und Aussagen sowie auf die Kenntnis der Lage beim Feinde will ich versuchen, die kriegsgeschichtliche Wahrheit zu ermitteln, soweit dies zurzeit möglich ist. Volle Aufklärung ist noch nicht zu erreichen. Die Archive werden in Zukunft noch ein reiches Material ergeben, und die Lage beim Feinde bedarf noch weiterer Klärung. Grundlegende Punkte stehen aber bereits fest.

1.

Die Ersatzlage.

Daß unsere Ersatzlage seit dem Sommer 1918 zu ernsten Bedenken Anlaß gab, unterliegt keinem Zweifel. Es braucht dies hier nicht näher ausgeführt zu werden. Immerhin war die Heimat doch noch nicht so „ausgekämmt", wie Köster meint. Die Zahl der Zurückgestellten in der Heimat betrug im September 1918 2 424 000, wovon 1 187 000 kriegsverwendungsfähig waren. Die Kriegsindustrie erforderte zahlreiche Arbeiter. Im Oktober 1918 erbot sich der Kriegsminister, einen einmaligen starken Nachschub von 600 000 Mann zur Verfügung zu stellen. Köster meint, es sei diese Zahl nur „unter Heranziehung der Jüngsten und Aeltesten, der Schwächsten und aller eben notdürftig Geheilten" zustande gekommen. In Wirklichkeit setzten sich diese 600 000 Mann, abgesehen von den monatlich regelmäßig in die Front zurücktretenden Genesenen, hauptsächlich aus dem Jahrgang 1900 (250 000 Mann), aus Zurückgestellten in der Kriegswirtschaft (fast 100 000) und aus den nochmals aus dem Besatzungsheer und der Etappe ausgekämmten Mannschaften zusammen. Die Aufbringung dieser 600 000 Mann konnte nur unter merklicher Abnahme des Materialnachschubes und auf Kosten des

laufenden monatlichen Ersatzes stattfinden. Aber sie war doch immerhin möglich. Im äußersten Notfalle wäre es wohl auch angängig gewesen, mehrere hunderttausend Mann mehr aus der Kriegsindustrie herauszuziehen. Auf die Dauer allerdings wäre die damit verbundene Herabsetzung der Leistung der Industrie zum Nachteil ausgeschlagen.

Daß die Bataillonsstärken im Laufe des Sommers beträchtlich sanken, daß die Zahl der Kompagnien im Bataillon von vier auf drei herabgesetzt wurde, daß eine Anzahl von Divisionen aufgelöst werden mußte und daß die deutschen Reserven immer geringer wurden, während die Reserven des Gegners stiegen, ist bekannt. Ausschlaggebend war das überraschend schnelle Eintreffen der Amerikaner, deren Transport auf die dringenden Hilferufe der Alliierten hin aufs äußerste beschleunigt wurde. England stellte unter Hintansetzung aller anderer Rücksichten den erforderlichen Schiffsraum zur Verfügung. Die Zahlen, die Köster über das Eintreffen der amerikanischen Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz gibt, sind im wesentlichen zutreffend. Die zahlenmäßige Ueberlegenheit der Alliierten stieg dadurch im Herbst 1918 bis zum Waffenstillstand dauernd.

Alle diese Tatsachen, die unsere Lage im Herbst so schwierig gestalteten, sollen nicht angezweifelt werden. Nur hat Herr Köster es unterlassen, die Gründe zu untersuchen, weshalb unsere „Kompagniestärken von durchschnittlich 120 Mann im März auf durchschnittlich 60 Mann im November gesunken" sind. Er führt an, daß das deutsche Westheer vom 18. Juli bis zum 10. November 360 000 Mann an Gefangenen, „d. h. durchschnittlich pro Tag 10 000 Mann" verloren habe. Ganz abgesehen von dem Rechenfehler — ein Verlust von täglich 10 000 Mann würde in drei Monaten beinahe eine Million bedeuten — unterläßt Köster die Frage, woher denn diese große Zahl von Gefangenen kommt. Daß unsere Stärken, abgesehen von den gewiß sehr beträchtlichen Verlusten, hauptsächlich durch den ungeheuren Abgang von Drückebergern hinter der Front, von Fahnenflüchtigen und Ueberläufern hinschwanden und daß dieser Abgang zum großen Teil dem von der Heimat ausgehenden verhetzenden Einfluß zuzuschreiben ist, wird verschwiegen. Ich komme auf diese Zahlen und Vorgänge später im Zusammenhange zurück. Wenn Köster meint, „keine dialektischen Kniffe" könnten die Tatsache der zahlenmäßigen Unterlegenheit der zusammengeschmolzenen deutschen Armee beseitigen, so ist dem entgegenzuhalten, daß diese Tatsache gar nicht bezweifelt wird, daß aber der Vorwurf „dialektischer Kniffe" viel eher für ein Verfahren zutrifft, das die Wirkung hervorhebt, aber die Ursache verschweigt.

2.

Heeresgerät.

Nach Kösters Ansicht trat „die technische Inferiorität“ Deutschlands vom Juli aber immer klarer zutage.

Die Artillerie sei durch Schwierigkeiten des Materialersatzes zu den gleichen Maßnahmen gezwungen worden, wie die Infanterie: Auflösung von Hunderten von Batterien, Verringerung der Zahl der Geschütze in der Batterie von 4 auf 3. Auch die Beschaffenheit des Materials habe abgenommen. Der Munitionsersatz sei schwierig geworden. So sei die Leistungsfähigkeit der deutschen Artillerie nach Zahl und Güte von Monat zu Monat zurückgegangen. Als Beweis für seine Behauptung führt Köster zwei Befehle höherer Kommandobehörden an, in denen von der Schwierigkeit des Ersatzes des Artilleriegerätes die Rede ist. Nach einem Befehle der Heeresgruppe Rupprecht an die 6. Kavalleriedivision sollen wegen der Schwierigkeit des Munitionsnachschubes statt Sprenggranaten Gasgranaten verwendet worden sein. „Die kläglichen deutschen Sperrfeuer vom September und Oktober 1918 waren ein Ausdruck dafür, wie weit das deutsche Heer in sechs Monaten technisch heruntergekommen war“.

Es ist nicht erhebend, wenn in dieser Weise von unserer braven Artillerie gesprochen wird, deren Leistung im Sommer 1918 um so ausschlaggebender wurde, je mehr die Stärke und Kampfkraft der Infanterie abnahm. Jeder Frontkämpfer wird sich mit Dankbarkeit der äußerst wirkungsvollen Unterstützung durch unsere Artillerie erinnern. Daß die Zahl der Geschütze in der Batterie aus Mangel an Material von 4 auf 3 herabgesetzt worden sei, wird jedem Artilleristen eine überraschende Neuigkeit sein. Wir haben die Zahl der Geschütze in der Batterie von 6 auf 4 bereits seit 1915 herabgesetzt, um neue Batterien für die Neuformationen aufstellen zu können. Dadurch wurde zugleich die alte Streitfrage gelöst, ob die Zahl von 4 oder 6 Geschützen für die Batterie zweckmäßiger sei.

Fraglos hat es im Verlaufe der schweren und andauernden Kämpfe im Sommer 1918 wiederholt Schwierigkeiten gemacht, die großen Materialverluste sofort zu ersetzen. Es lag dies mehr an den Hemmnissen beim Antransport und der Verteilung, als an unserer „technischen Inferiorität“. Ich kann mich in dieser Beziehung auf die zuverlässigen Angaben beziehen, die der in diesen Fragen in erster Linie sachverständige General Wurtzbacher in dem vom Generalleutnant Schwarte herausgegebenen Werke „Der große Krieg“ („Die Organisation der Kriegführung“) macht.

Hiernach hatte sich bereits im Jahre 1917 herausgestellt, daß die im Hindenburg-Programm geforderte Herstellung von 3000 Feldgeschützen im Monat zu hoch gegriffen war. So viel

neues Feldartilleriegerät ging weit über den Ausfall hinaus. Die Oberste Heeresleitung setzte daher ihre Forderung allmählich herunter und verlangte im März 1918 725 Geschütze im Monat. Da die Beschränkung der Fertigung aber erst allmählich wirksam werden konnte, betrug die Fertigung tatsächlich im März 2327, in den folgenden Monaten ungefähr ebenso viel und sank erst im Juli auf 1893, im August auf 1261, im September auf 1131 Feldgeschütze. Ausdrücklich stellt General Wurtzbacher fest, daß trotz der großen Anforderungen, die die Front gerade im Jahre 1918 an den Nachschub von Feldgeschützen gestellt habe, und trotzdem die Feldbatterien der ganzen Front im Westen, von Reims bis zur Küste, wieder fünfte und sechste Geschütze erhalten hatten (nach Köster wurden sie auf drei vermindert), das Kriegsministerium noch über eine bedeutende Reserve beim Artilleriedepot Köln verfügte. Aus diesem Vorrat konnten die von der Entente beim Waffenstillstand verlangten 2500 Feldgeschütze in wenigen Tagen abgegeben werden, ohne die Bestände der Feldarmee anzugreifen. Herrn Köster, der zum Kampfe gegen Legendenbildungen aufruft, bietet sich somit hier die beste Gelegenheit, Legenden zu zerstören.

Die Monatsleistung an schweren Geschützen betrug planmäßig 400, wurde aber tatsächlich in der Regel nicht unwesentlich überschritten. Nach Angabe des Generals Wurtzbacher reichte sie hin, nicht nur den Ersatz ausfallender Geschütze an der Front vollständig zu decken, sondern auch zum Ersatz fast aller Beutegeschütze und des weitaus größten Teiles der alten deutschen Geschütze durch neuzeitige deutsche Rohrrücklaufgeschütze im Jahre 1918. Die bei Abschluß des Waffenstillstandes abzugebenden 2500 schweren Geschütze wurden teils dem Feldheer, teils den Beständen der Heimat entnommen.

An Artilleriegerät hat somit beim Kriegsende kein Mangel bestanden. Ebenso wenig sind wir durch Munitionsmangel verhindert worden, weiterzukämpfen. Monatlich konnten mehr als 1000 Munitionszüge für alle Waffengattungen hergestellt werden. Die Reserve der Obersten Heeresleitung bei Beginn der Frühjahrsoffensive 1918 betrug 2840 Munitionszüge allein für die fünf wichtigsten Artilleriekaliber. Im Oktober war noch eine Reserve von 1632 Munitionszügen für diese Geschützarten vorhanden, während die Neuanfertigung in diesem Monat 898 Züge betrug.

Die Gewehrfertigung blieb bis zum Kriegsschluß auf einer Höhe von 200 000 Gewehren monatlich, so daß ein gewaltiger Ueberschuß erreicht wurde. Die Monatsleistung an Maschinengewehren betrug noch im Oktober 1918 13 000.

In demselben Werke Schwartes wird in einem eingehenden Aufsatz des Oberstleutnants Augustin nachgewiesen, daß die Organisation der Beschaffung des Pioniergeräts sich allmählich ausgezeichnet eingespielt hatte. Ihre Leistungsfähigkeit war am

Schluß des Krieges den stärksten Anforderungen gewachsen. Die Versorgung mit Pioniergerät war im Herbst 1918 so ausreichend, daß von einem Mangel auf irgendeinem der zahllosen Gebiete des Pioniernachschubes nicht gesprochen werden konnte. Für das Kriegsjahr 1919 war sogar nach Angabe Augustins bereits im Sommer 1918 alles bei den Pionieren gerüstet.

Unser Flugzeuggerät war im Herbst 1918 nach Zahl und Güte so ausreichend, daß die Fortführung des Kampfes in keiner Weise durch einen Mangel an Flugzeugen behindert worden wäre.

Technisch war unsere Flugzeugindustrie der feindlichen ebenbürtig, in mancher Beziehung sogar überlegen. Die größere Leistung der feindlichen Industrie beruhte darauf, daß ihr die erforderlichen Rohstoffe in unbeschränkter Menge und Güte zur Verfügung standen. Unser leistungsfähigstes Jagdflugzeug kam erst im April 1918 an die Front. Es blieb bis zum Schluß jedem feindlichen Jagdflugzeug überlegen. Freilich war es nicht immer möglich, alle Verbände mit Flugzeugen neuester Konstruktion auszustatten. Die rasche Entwicklung der Leistungsfähigkeit der Flugzeuge ließ das einzelne Flugzeug schnell veralten. Da jeder Frontverband das Bestreben hatte, mit den neuesten, leistungsfähigsten Flugzeugen zu fliegen, war der Bedarf der Front an solchen Flugzeugen jederzeit größer, als die Heimat leisten konnte. Einzelne Verbände mußten sich daher vorübergehend mit Flugzeugen begnügen, die bereits von neueren Konstruktionen übertroffen waren.

Der Nachschub an Flugzeugen war im ganzen Jahre 1918 so reichlich, daß Ausfall jederzeit sofort gedeckt werden konnte und ein Mangel nicht eintrat.

Daß wir zahlenmäßig in der Luft unseren Feinden unterlegen waren, war 1918 in der geringeren Anzahl unserer Fliegerverbände begründet. Es lag dies aber an unserer schwierigen Mannschaftsersatzlage. Bei jeder unserer Offensiven gelang es zunächst, unsere Unterlegenheit durch scharfes Zusammenziehen unserer Fliegerkräfte an den Angriffsfronten auszugleichen. Es ist nicht zu bestreiten, daß im Verlaufe der Offensive dann öfter ein Umschwung zu unseren Ungunsten eintrat und daß die Ueberlegenheit der Zahl der feindlichen Flieger dann nicht ohne Einfluß auf den Verlauf der Kämpfe blieb.

Immer schwieriger gestaltete sich seit dem Frühjahr 1918 die Versorgung der Fliegertruppe mit Betriebsstoff. Zwar trat hierdurch auf den Kampffronten eine erhebliche Herabsetzung der Flugtätigkeit nicht ein, da ein Ausgleich durch Beschränkung der Flugtätigkeit auf den Nebenfronten stattfand. Im Frühjahr 1919 wären wir aber doch wohl am Ende unserer Kräfte gewesen, nachdem Rumänien für unsere Versorgung ausfiel.

Deutschland hat allen Grund, mit Stolz auf die Leistungen seiner Kriegsindustrie zurückzublicken. Herr Köster muß es vor ihr verantworten, wenn er die „technische Inferioriät des deutschen Heeres" vom Juli 1918 ab feststellen zu müssen glaubt. Ich verweise in dieser Beziehung auf das 1920 im Verlage von Mittler u. Sohn erschienene Werk des Generalleutnants Schwarte: „Die Technik im Weltkriege". Jedem Leser dieses Buches wird die riesenhafte Leistung in die Augen springen, die die deutsche Technik unter den schwierigsten Umständen, trotz Mangel an Rohstoffen und an Arbeitskräften, auf allen Gebieten der Heeresausrüstung im Weltkriege erreicht hat. Sie hat Gewehre, Maschinengewehre, Minenwerfer und Nahkampfmittel aller Art hergestellt, sie hat ungeheure Munitionsmengen gefertigt und ist den Forderungen einer unerhörten Steigerung der Geschoßwirkung und Tragweite der Artillerie gerecht geworden, sie hat Flugzeuge, Nachrichtmittel und Kraftzugmaschinen in vollendeter Ausführung hergestellt. Die Technik hat alle Anforderungen erfüllt und ein Rüstzeug für das Heer geschaffen, das Bewunderung verdient. Die Leistungen der Technik hätten uns im Herbst 1918 instandgesetzt, weiterzukämpfen.

Ein Kampfmittel hat uns allerdings 1918 gefehlt: der Kampfwagen. In dieser Beziehung waren wir unseren Gegnern zweifellos unterlegen. Englische Tanks waren bereits in der Sommeschlacht aufgetreten. Eine ausschlaggebende Rolle war ihnen aber erst in der Schlacht bei Cambrai im November 1917 zugefallen. Auch Frankreich hatte bereits 1916 mit dem Bau von Tanks begonnen, ohne 1917 besondere Erfolge damit zu erreichen. Der Hauptvorteil, den die Kampfwagen boten, lag in der Möglichkeit, überraschend, ohne lange Artillerievorbereitung, anzugreifen. Hierauf beruhte der große Erfolg des Angriffs aus dem Walde von Villers-Cotterêts am 18. Juli 1918. Von nun ab spielten die Tanks bei allen Angriffen des Jahres 1918 eine entscheidende Rolle und erwiesen sich als ein äußerst wirkungsvolles Kriegsmittel. Zwar waren wir keineswegs, wie Köster behauptet, hilflos gegen die Tanks. Vielmehr war die Tankabwehr musterhaft organisiert und bewährte sich durchaus, solange unsere Truppen noch ihre volle Kampfkraft behielten. Erst als die Linien immer dünner, die Truppen matter wurden, fiel den Tanks eine steigende Bedeutung zu. Es ist unbedingt zuzugeben, daß ihre Wirkung zu den Gründen zuzuzählen ist, die unsere Niederlage veranlaßt haben. Die Frage, ob uns eine rechtzeitige Beschaffung dieses neuen Kriegsmittels nicht möglich gewesen sei, scheidet Köster mit Recht aus. Es sei aber doch festgestellt, daß unsere Kriegsindustrie die Herstellung von Tanks wohl hätte leisten können, wenn auch die großen Schwierigkeiten der Materialbeschaffung und Arbeitergestellung nicht unterschätzt werden dürfen. Da wir aber den Wert des neuen Kriegsmittels erst spät erkannten, wäre es auf keinen Fall möglich ge-

wesen, den Vorsprung, den unsere Gegner besaßen, einzuholen. Immerhin wäre mehr zu erreichen gewesen, als tatsächlich geschehen ist.

3.

Die strategische Lage des deutschen Westheeres.

Daß sich unsere Lage seit dem erfolgreichen Angriff Fochs gegen die rechte Flanke unseres Marnebogens und seit dem tiefen Einbruch in unseren Amiensbogen am 8. August dauernd verschlechterte, wird niemand bestreiten. Die Linienführung unserer Aufstellung hatte sich durch diese beiden großen, feindwärts ausspringenden Bogen ungünstig gestaltet. Solange wir in der Offensive blieben, trat dieser Umstand weniger hervor. Bedenklich wurde er, sobald wir die Initiative verloren. Das war nach dem Scheitern unserer Julioffensive der Fall.

Herr Köster meint, von unseren Militärs sei nie für die Betrachtung der Kämpfe im Sommer 1918 Interesse geweckt worden. Man halte sie für „siegreiche Rückzüge, die das deutsche Heer als Ganzes intakt, schlagkräftig und manövrierfähig ließen". Von unseren Militärs ist aber schon recht viel über unsere Sommerkämpfe geschrieben worden, ohne daß meines Wissens irgend jemand eine so verfehlte Ansicht über ihre Wirkung ausgesprochen hat.

Herr Köster geht auf die Rückzugskämpfe im einzelnen ein und berechnet, daß wir vom 18. Juli bis zum Waffenstillstand, also in etwa vier Monaten, die ungeheure Zahl von 354 000 Gefangenen verloren hätten. Der englische General Maurice („The last four months") rechnet 385 000 Gefangene zusammen. Ich weiß nicht, woher Herr Köster seine Zahlen entnommen hat; amtliche genaue Angaben sind nicht veröffentlicht worden. Zusammenstellungen, die mir zur Verfügung stehen, ergeben, daß die Zahlen im allgemeinen zutreffen können. Die Verluste an Toten und Verwundeten in der angegebenen Zeit sind auf etwa 420 000, an Gefangenen und Vermißten auf etwa 340 000 zu schätzen. Unter den letzteren befinden sich aber zahlreiche Drückeberger, Fahnenflüchtige und Ueberläufer. Beachtenswert ist dabei, daß in der Zeit unserer Offensiven, im März bis Juli, die Zahl der Toten und Verwundeten die Zahl der Vermißten und Gefangenen weit übersteigt, während von da ab fast das umgekehrte Verhältnis eintritt. Es genügt nicht, wie Herr Köster tut, auf die Höhe der Verluste hinzuweisen, um daraus die Unmöglichkeit weiteren Widerstandes im Herbst zu beweisen: es muß vielmehr die Ursache der steigenden Verluste an Gefangenen ermittelt werden. Hier liegt der Kernpunkt der Frage.

Daß unser Heer durch die großen Verluste erheblich geschwächt wurde und durch den andauernden Rückzug an moralischer Kraft beträchtlich einbüßte, wird niemand leugnen. Auch die große Ge=

fahr, die durch den für den 14. November geplanten großen Angriff Fochs in Lothringen entstehen konnte, wenn sich unser Heer im weiteren Rückzug zwischen Lothringen und der Südgrenze von holländisch Limburg hindurchdrängen mußte, soll nicht verkannt werden. Ob aber „ein deutsches Sedan“ sich abgespielt hätte, „gegen das das französische Sedan von 1870 ein Kinderspiel geblieben wäre“, muß doch erheblich bezweifelt werden. Ein Urteil kann nur abgegeben werden, wenn auch die Lage beim Feinde berücksichtigt wird. Herr Köster geht darauf nicht näher ein. Darüber wird später zu reden sein.

Die Frage, ob das große Offensivunternehmen Ludendorffs im Jahre 1918 berechtigt war, liegt nach dem unglücklichen Ausgang nahe. Herr Köster scheidet sie aus, meint aber doch, daß ein Teil der militärischen Kritik des Auslandes und Inlandes die Offensive als ein großes Hasardspiel dargestellt habe. Dem muß widersprochen werden. Alle Stimmen der ausländischen, insbesondere der französischen Literatur, die mir bekannt geworden sind, betonen die Richtigkeit des deutschen Entschlusses zum Angriff. Eine Verteidigung konnte nimmermehr zum Ziele führen und wird allgemein verworfen. Der Angriff war das einzige Mittel, eine Entscheidung herbeizuführen, bevor die Amerikaner in größerer Stärke eingetroffen waren. Zum ersten Male hatten wir den Rücken gegen Osten frei und eine Grundlage gewonnen, auf der allein der Zweifrontenkrieg gewonnen werden konnte. Von einem Hasardspiel kann keine Rede sein, es sei denn in dem Sinne, in dem jeder Krieg ein Hasardspiel ist, das unberechenbare Wendungen und Ueberraschungen mit sich bringt. Wie nahe wir mehrfach im Frühjahr 1918 dem Siege waren, wissen wir jetzt aus den Veröffentlichungen unserer Gegner.

4.

Die militärisch-politische Gesamtlage Deutschlands im Oktober und November 1918.

Die Frage, ob wir im Herbst 1918 weiterkämpfen konnten, wird nach Kösters Ansicht restlos klar beantwortet durch eine Betrachtung der Gesamtlage Deutschlands. Die außerordentliche Verschlechterung unserer Lage, die durch den Zusammenbruch der mazedonischen Front, Bulgariens, der Türkei und der österreichisch-ungarischen Monarchie eintrat, soll nicht verkannt werden. Immerhin können die Ausführungen Kösters im einzelnen nicht unwidersprochen bleiben.

Auf die Anfrage des Reichskanzlers, ob die Lage so kritisch sei, daß sie zur Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen zwinge, antwortete Feldmarschall von Hindenburg am 3. Oktober 1918, daß infolge des Zusammenbruchs der mazedoni-

schen Front und infolge der Unmöglichkeit, die in den letzten Tagen entstandenen Verluste zu ergänzen, keine Aussicht mehr bestehe, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen. Unter diesen Umständen sei es geboten, den Kampf abzubrechen. An dieser Tatsache ist natürlich nicht zu rütteln, wohl aber an den Schlußfolgerungen, die Köster daraus zieht. Jedermann wird aus der Antwort Hindenburgs entnehmen, daß es ihm lediglich darauf ankam, diejenigen neuen Umstände hervorzuheben, die in den letzten Tagen die Lage verschlechtert hatten, nicht etwa eine zusammenfassende Betrachtung aller Gründe anzustellen, die zum Verluste des Krieges geführt haben. Dafür war in dem telegraphischen Verkehr am 3. Oktober, unmittelbar vor Absendung der ersten Note an Wilson, weder Zeit noch Veranlassung gegeben. Wie aber nutzt Herr Köster die Antwort aus? Er schreibt: „Ist es nicht beschämend, zu sehen, wie diese Tatsachen im Laufe von zwei Jahren durch eine würdelose Parteipropaganda haben entstellt werden können und wie sich Männer, die jahrelang vom Vertrauen des ganzen Volkes getragen waren, heute erniedrigen, dem bewußten Zersetzungswillen ihrer Volksgenossen einen Zusammenbruch zuzuschreiben, der nach ihren eigenen Worten von damals zu allererst eine Folge übermäßigen militärischen und wirtschaftlichen Druckes von außen war?" Die Antwort Hindenburgs soll also beweisen, daß dem „Zersetzungswillen eigener Volksgenossen" keine Schuld am Zusammenbruch zuzuschreiben sei. So leicht lassen sich die vorliegenden Beweise für die Schuld doch nicht entkräften.

Daß die Donaufront nach dem Zusammenbruch der Bulgaren und Türken stark gefährdet war, ist nicht zu bestreiten. Die Gefahr eines alliierten Angriffs durch die Tschechoslowakei hindurch gegen die deutsche Heimat war nicht ganz von der Hand zu weisen, aber doch nicht so unmittelbar bedrohlich. Es war noch ein weiter Weg bis zur deutschen Heimat, mit langen, unsicheren Verbindungslinien. General Maurice (a. a. O.) gibt zu, es hätte noch Monate gedauert, bis Deutschland von Süden angegriffen werden konnte. Die französische Einbildungskraft schwärmte allerdings von einem Vorgehen von Serbien einerseits nach Wien und München, andererseits nach Konstantinopel, zugleich aber durch Ungarn und Böhmen nach Berlin. Daß die Orientarmee des Generals Franchet d'Espérey dazu imstande gewesen wäre, muß erheblich bezweifelt werden. Nüchterne französische Kritiker stehen auf dem Standpunkt, daß es eine viel wichtigere Aufgabe für die Franzosen der Orientarmee gewesen sei, den französischen Einfluß im nahen Orient sicherzustellen, um nicht den Engländern in Konstantinopel den Vortritt zu lassen.

Ein schwerer Schlag traf uns, als die österreichisch-ungarische Monarchie Ende Oktober auseinanderfiel. Nicht lediglich durch Waffengewalt wurde Oesterreich-Ungarn niederge-

rungen. Das Heer kämpfte bis zuletzt, bis von der verblendeten Heimat ein Teil der Truppen abberufen wurde. Wir sind darüber durch ein sehr lehrreiches und wertvolles Buch des Generals Kerchnawe genau unterrichtet, der sich auf Urkunden, Berichte und Meldungen aus den Akten der österreichisch-ungarischen Heeresleitung stützt. Danach haben die Zustände in der Heimat vergiftend auf die Armee gewirkt. Der Zersetzungsprozeß der Monarchie bewirkte die moralische Verseuchung des Heeres. Polen, Ungarn, Tschechoslowaken und Südslaven rissen sich von der Monarchie los. Aufhetzende Zeitungen, Briefe der Angehörigen aus der Heimat, Urlauber, die maßlose Agitation verblendeter Politiker bearbeiteten die Truppen. Stürmisch verlangten sie nach der Heimat. In wilder Hast drängte alles dorthin. Die Fahrer gingen mit den Kraftwagen durch, Magazine wurden von meuternden Truppen geplündert, die Straßen waren verstopft, die Verbindungen wurden unterbrochen, so daß die Gefahr einer furchtbaren Katastrophe bei der Rückführung des Heeres entstand. Alles wie bei uns im November 1918!

Inwieweit die Italiener nunmehr zu einer weitgreifenden Offensive durch Tirol oder Steiermark imstande waren, muß dahingestellt bleiben.

Wesentlich wurde für uns der drohende Ausfall der Betriebsstoffe für Flieger und Kraftwagen, als Rumänien sich zu erheben begann. In einer Beratung bei der Obersten Heeresleitung und in einer Sitzung unter dem Vorsitz des Reichskanzlers wurde im Oktober festgestellt, daß wir nach dem Fortfall der Lieferungen Rumäniens noch für etwa zwei Monate Betriebsstoff für den Vollbetrieb der Flieger und Kraftwagen hatten, während die Marine den U-Bootkrieg noch acht Monate durchführen konnte. Man einigte sich auf gegenseitigen Ausgleich.

Alles in allem war Deutschlands Lage im November äußerst bedrängt. Anderseits darf sie nicht zu schwarz gemalt werden. Entscheidend für weiteren Widerstand war, wie sich die Verhältnisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz gestalteten.

5.

Die Widerstandskraft des deutschen Heeres und Volkes.

Wir kommen nunmehr zum Hauptpunkt der Kösterschen Schrift. Reichen die bisherigen Gründe aus zum Beweise, daß Deutschland im Herbst 1918 nicht mehr weiterkämpfen konnte, oder hat außerdem das deutsche Volk versagt und hat die Heimat nachteilig auf das Heer eingewirkt? Wie Köster darüber denkt, geht schon aus den bisherigen Erörterungen hervor. Es muß nunmehr genauer darauf eingegangen werden.

Er behauptet folgendes:

1. Deutschland ist nicht zusammengebrochen, weil der Siegeswille gefehlt habe, und weil die politische Führung und das Volk nicht den energischen Willen zum Weiterkämpfen gehabt hätten. Ueber die „Bierbankphilosophie dieser Legende" könne man nur lächeln.

2. Die Blockade hat die körperliche und moralische Widerstandskraft der deutschen Armee und Flotte zermürbt und den seelischen Zusammenbruch des Volkes herbeigeführt. Den „heute schimpfenden und polternden Generalen" sei dieser Gesichtspunkt niemals deutlich zum Bewußtsein gekommen.

3. Pazifistischen und antimilitaristischen Hetzern diesen Zusammenbruch zuzuschreiben, „verrät eine Naivität und eine Begriffsverwirrung, deren sich zum mindesten jener Mann schämen sollte, der trotz aller seiner politischen Unzulänglichkeiten doch zu den großen Soldaten dieses Weltkrieges immer gehören wird."

4. Ludendorff hat im Herbst 1918 von den „geheimnisvollen Flugblättern" der Unabhängigen und den geheimnisvollen Streikhetzern des Spartakusbundes, denen die Ludendorff-Legende den Zusammenbruch in die Schuhe schieben möchte, gar nichts gewußt. „Eine solche systematische Propaganda im deutschen Heere hat niemals existiert." Das deutsche Heer des Sommers und Herbstes 1918 ist nicht von revolutionären Bestrebungen unterwühlt gewesen. Wohl gab es größere Müdigkeit, häufigere Drückebergerei, mehr Fatalismus — bei Mannschaft und bei Offizieren." „Er'st ein halbes Jahr nach dem Kriege hat der Nachrichtendienst des Generalstabschefs aus Zeitungsartikeln über die renommistische Rede eines in der deutschen Arbeiterbewegung völlig unbekannten Herrn Vater aus Magdeburg erfahren, was im Jahre 1919 in seiner Armee passiert ist."

Niemand von den verantwortlichen Stellen hat damals etwas von der Bolschewisierung des deutschen Heeres gesagt. Weder in der Sitzung in Spaa am 14. August, noch in den Verhandlungen mit der Reichsregierung, die zur Herausgabe des Waffenstillstandsangebotes geführt haben, findet sich ein Wort davon. Nicht ein einziges amtliches Dokument hat Ludendorff herausgegeben, das die „Verseuchung der Front durch destruktive Heimatpropaganda strikt beweist". Warum ist er mit seinen Angriffen auf die deutsche Heimatfront erst im Frühjahr 1919 hervorgetreten?

5. Die Stimmung des deutschen Volkes ist durch die Niederlage Mitte Juli erschüttert worden, als es sich in seiner Hoffnung auf Frieden durch Sieg „betrogen" sah. Von da ab begann die feindliche Propaganda anders als bisher zu wirken. Eine neue moralische Erschütterung trat ein, „als Anfang Oktober die Nach-

richt von der Bitte um Waffenstillstand plötzlich wie ein Blitz in das Volk einschlug". Unvorbereitet, brutal erfuhr das Volk, daß der Krieg verloren sei.

Ludendorff hat die Bedeutung der Stimmung und Moral nie begriffen. „Für ihn war Stimmung immer etwas gewesen, das man fabriziert wie Geschütze". Vierzehn Tage später, nachdem er das Waffenstillstandsangebot „erpreßt" hatte, besann er sich wieder anders und verlangte die Wiederaufnahme des Krieges mit neuem Schwung und neuer Begeisterung. „Vielleicht suchte er durch eine neue Schwenkung einen anständigen historischen Abgang". Für das leidende und enttäuschte Volk konnte es nur ein Ziel geben: Frieden.

6. Es war unmöglich weiterzukämpfen, weder um den Sieg, noch um bessere Bedingungen zu erreichen. Auch dieser „Dreh", den die Ludendorfflegende erfunden hat, um den aus der Lage Deutschlands sich ergebenden Schlußfolgerungen zu „entschlüpfen", ist vergebens. Die Zeit für einen annehmbaren Frieden, einen Frieden auf der mittleren Linie, einen Verständigungsfrieden, war vorbei. Wir hätten durch Fortsetzung des Kampfes nur einen noch schlechteren Frieden bekommen. Wer aber „behauptet, daß es einen schlechteren, als den wir erhalten haben, nicht gab, der belügt sich und das deutsche Volk. Wir hätten auf keinen Fall einen Waffenstillstand bekommen mit jenem Rechtsmittel, der die Magna Charta unserer Revisionsforderungen bleiben wird, bis das Unrecht von Versailles ausgelöscht ist . . . Wir schlossen den Waffenstillstand so zeitig, daß wir von unseren Gegnern noch einen Rechtstitel schwarz auf weiß unterschrieben erhielten, einen Rechtstitel, dessen Bedeutung erst die nächsten Jahrzehnte erweisen werden."

Soweit Herr Köster. Alle möglichen Gründe sind beigebracht, um die Fortsetzung des Kampfes als unmöglich hinzustellen. Das Wort „E h r e" kommt in den Ausführungen nicht vor. Und doch gebietet es die Ehre eines großen Volkes, nicht die Waffen aus der Hand zu legen und das Haupt unter das Joch schmachvollster Bedingungen zu beugen, ehe nicht das Letzte versucht ist, dessen man noch fähig ist. Hier handelt es sich nicht um Paragraphen und wertlose Rechtstitel, sondern um moralische Werte von größter Tragweite. Feldmarschall von Moltke hat sich in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71 über die Fortsetzung des Kampfes durch Gambetta nach dem völligen Zusammenbruch des kaiserlichen französischen Heeres ungünstig ausgesprochen. Gambetta habe den Kampf mit allen Opfern auf beiden Seiten verlängert, ohne das Schicksal zugunsten Frankreichs zu wenden. Und doch war die Erinnerung an den heldenmütigen Widerstand bis zum Aufgebot der letzten Kraft ein wertvolles moralisches Erbe für die Nachkommen der Franzosen von 1870/71.

Auch von der Revolution und ihrer verheerenden Wirkung auf das Heer, die jedes Weiterkämpfen unmöglich machte und zum Abschluß des Waffenstillstandes zwang, spricht Köster nicht. Warum verschweigt er diese schwerwiegenden Tatsachen?

Von der unerfreulichen Form, die Herr Köster für seine Angriffe gegen Hindenburg und Ludendorff gewählt hat, will ich absehen. Das sind Dinge, über die sich nicht gut streiten läßt. Den Standpunkt sachlicher Erörterung verläßt er völlig, wenn er Ludendorff vorwirft, er habe geglaubt, Stimmung wie Geschütze fabrizieren zu können. Eine völlige Verkennung der ganzen Denkungsart Ludendorffs spricht sich darin aus. Ich muß annehmen, daß Herr Köster das Buch Ludendorffs „Kriegführung und Politik" noch nicht gekannt hat. Wie ein roter Faden zieht sich durch dieses Buch hindurch der Gedanke, daß dem Heere seine Kraft aus der Heimat zugeführt werden mußte und daß alles darauf ankam, die Stimmung zu heben und den Kriegswillen der Heimat zu stärken.

Die von der Heimat ausgegangene Unterwühlung des Heeres leugnet Herr Köster einfach. Daß sie erst nach dem Kriege von Ludendorff erfunden worden sei, hoffe ich widerlegen zu können. Auch die von Köster vermißten Urkunden werde ich beibringen. Wenn erst die Archive geordnet und geöffnet sein werden, wird sich zweifellos ein weiteres erdrückendes Material daraus ergeben. Manches ist aus den Akten verschwunden, zerstreut und nicht aufzufinden. Vieles ist unter der glorreichen Herrschaft der Soldatenräte vernichtet oder beiseite geschafft worden. Aber ich hoffe, daß das ausreicht, worüber ich persönlich verfüge und was ich im Kriege selbst erlebt habe.

6.

Die Heimat.

Wie der Siegeswille der Heimat gelähmt, die Revolution vorbereitet und die Unterwühlung des Heeres von der Heimat aus betrieben worden ist, kann man auf Grund eigener Eingeständnisse der Beteiligten in den Büchern von Barth („Aus der Werkstatt der deutschen Revolution"), von Drahn und Leonhard („Unterirdische Literatur im revolutionären Deutschland während des Weltkrieges") und im „Deutschen Revolutions-Almanach für 1919" von Drahn und Friedegg nachlesen. General von Zwehl („Der Dolchstoß in den Rücken des siegreichen Heeres") und General von Wrisberg („Der Weg zur Revolution 1914 bis 1918") bringen ein erschöpfendes Beweismaterial bei. Es handelt sich um Vorgänge und Bestrebungen, die niemand mehr leugnen kann und die allgemein bekannt sind. Herr Köster erwähnt von allem nichts, außer der bereits angeführten Rede des Unabhängigen Vater, den er als unbequem mit einer kurzen wegwerfenden Be-

merkung abzuschütteln sucht. Entweder war ihm das Material unbekannt, was kaum anzunehmen ist, oder er hat es beiseite geschoben.

Es ist nicht nötig, den Inhalt dieser Veröffentlichungen hier nochmals ausführlich vorzuführen. Nur der Vollständigkeit halber sei mit wenigen Worten daran erinnert. Einige besonders wichtige Aeußerungen von Revolutionsgrößen und Agitatoren, so oft sie auch schon der Oeffentlichkeit unterbreitet worden sind, müssen allerdings nochmals im Wortlaut wiedergegeben werden.

General von Wrisberg, dessen Ausführungen ich nachstehend folge, schildert in seinem vortrefflichen Buche eingehend, wie im Laufe des Krieges die Begeisterung allmählich nachließ, als die Leiden und Schrecken des Krieges und die Verluste in den Vordergrund traten, ein Ende des Krieges aber nicht abzusehen war. Als einziges Mittel gegen den Krieg wurde die internationale Zusammengehörigkeit der Arbeiter hingestellt. Die Schuld am Kriege wurde den Kapitalisten zugeschrieben. Bereits am 23. Februar 1915 sprach der Abgeordnete Ströbel, Redakteur des „Vorwärts", aus: „Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Reiches den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde." Insbesondere die seit 1916 von der sozialdemokratischen Partei sich abtrennende, spätere sogenannte „Unabhängige sozialdemokratische Partei Deutschlands" sah ihre Hauptaufgabe in einer entschiedenen Propaganda für den Frieden und für die Vernichtung des „Militarismus". Die großen Schwierigkeiten der Ernährungslage, die Mißstände der Zwangswirtschaft, der Kriegsgesellschaften, der Schieber und Kriegsgewinnler leisteten den radikalen Bestrebungen Vorschub. Durch Arbeitseinstellung sollte die Regierung gezwungen werden, sofort Friedensverhandlungen einzuleiten. Man behauptete, die feindlichen Genossen würden sofort ihre Regierungen zwingen, in die dargebotene Freundeshand einzuschlagen. So erlahmte der Siegeswille in einem Teile des deutschen Volkes durch den Gedanken, Deutschland brauche nur auf Eroberungen zu verzichten, um den erstrebten Frieden zu erhalten. Daß im Feinde der entschlossene Vernichtungswille lebte, wurde gänzlich außer acht gelassen.

Nach Barth begann die Massenaktion gegen den Krieg am 1. Mai 1916. Der erste größere Streik fand im April 1917 in Berlin statt.

Es fehlte eine starke Regierung, die entschlossen diesen Strömungen entgegengetreten wäre. Anstatt das deutsche Volk aufzurütteln und aufzurichten, ihm zu zeigen, daß es keine andere Wahl hatte, als den einmal aufgenommenen Kampf durchzuführen, beschritt sie den Weg der Halbheiten, der Zugeständnisse und der Nachgiebigkeit. Schon das Friedensangebot vom Dezember 1916 war ein Fehler. Die Friedensresolution des Reichstages

vom 19. Juli 1917 war geradezu verhängnisvoll. Wir wissen jetzt aus allen Veröffentlichungen unserer Gegner, daß sie lediglich als Zeichen unserer Schwäche und nachlassenden Widerstandskraft aufgefaßt wurde. Das ständige Reden von einem Verständigungsfrieden versetzte das Volk in den Glauben, als ob ein solcher Frieden jederzeit zu haben wäre. Nur die Alldeutschen und die Oberste Heeresleitung ständen ihm im Wege. Unklare Begriffe von Völkerversöhnung, ewigem Frieden und Weltgewissen verwirrten die Köpfe.

Wie am 9. Februar 1918 die zielbewußte Vorbereitung der Revolution durch Barth, Richard Müller, Däumig, Blumenthal u. a. begann, möge man bei Wrisberg und Barth nachlesen. Das Ziel, das diese Männer mitten im Kriege erstrebten, war die Diktatur des Proletariats.

Wenn wir wirklich, wie Herr Köster behauptet, im Herbst 1918 nicht mehr weiterkämpfen konnten, wer trägt die Schuld daran? Warum führt Köster nicht an, was der „Vorwärts" am 20. Oktober 1918 schrieb: „Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie zum letzten Male siegreich hereingebracht zu haben!" Seitdem sich der Krieg der Millionenheere nicht mehr, wie früher, nur gegen das feindliche Heer, sondern gegen die gesamte Volkskraft richtete, war es für den Erfolg ausschlaggebend, ob hinter dem Heere der einmütige Siegeswille der Heimat, ihre Widerstandskraft gegen alle Leiden und Entbehrungen stand. Die Größe dieser Leiden und Entbehrungen des von der Blockade gequälten Volkes wird niemand verkennen. Am allerwenigsten hat sie Ludendorff verkannt, der sehr wohl wußte, was die Blockade für die Kriegführung bedeutete. Heldenhaft hat das Volk lange Zeit getragen, was unabänderlich war. Gegen das Volk richten sich die Vorwürfe nicht, sondern gegen die Volksverderber, die es irregeleitet haben.

Unstreitig hat der Umschwung, der im Juli 1918 in der Kriegslage eintrat, erschütternd auf das Volk eingewirkt. Wie kann man aber sagen, es sei in seiner Hoffnung „betrogen" worden? Wer ist denn der „Betrüger"?" Die Oberste Heeresleitung hat die große Offensive 1918, wie wir jetzt genau wissen, mit voller Aussicht auf Erfolg unternommen. Sie hat alle Kräfte dazu aufgeboten, über die sie verfügen konnte. Aber den Sieg vorher zu gewährleisten, ist im Kriege kein Führer imstande. „Betrogen" hat die Heeresleitung niemanden, wenn ihr der Erfolg hart am Ziel versagt blieb.

Wenn aber das Volk im Juli nach Köster bereits erkannt hat, daß es „betrogen" war, wenn „durch die sich immer weiter folgenden Niederlagen der autoritäre Glaube an das Feldherrngenie der Obersten Heeresleitung Stöße erlitt", wenn „der psychologische Knacks im deutschen Heere seit Mitte Juli da war und mit jeder

Niederlage größer wurde", so kann doch das Waffenstillstandsangebot im Oktober nicht mehr so plötzlich, „brutal" und so vollständig das Volk erschüttert haben, wie es Köster schildert, in der Absicht, daraus den völligen Zusammenbruch zu erklären. In der Sitzung in Spaa am 14. August 1918 wurde in Gegenwart des Kaisers, des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Aeußeren festgestellt, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen, mit anderen Worten, daß er verloren war, und daß durch neutrale Vermittlung in einem geeigneten Zeitpunkt eine Verständigung mit dem Feinde erstrebt werden müßte. Wenn es somit nötig gewesen wäre, das Volk, trotzdem es seit Juli zur Erkenntnis der Lage gekommen war, nochmals aufzuklären, so wäre dies Sache der politischen Leitung gewesen. Von der Obersten Heeresleitung konnte unmöglich verlangt werden, daß sie in den öffentlichen Heeresberichten die Verschlechterung der Kriegslage besonders hervorhob. Im übrigen ließen diese Berichte im Verein mit den feindlichen Heeresberichten den gefährlichen Verlauf der Operationen erkennen. Der Zusammenbruch Bulgariens blieb doch auch nicht unbekannt. Es ist aber zuzugeben, daß die Oberste Heeresleitung am 14. August die aus der Kriegslage zu ziehenden Folgerungen hätte schärfer betonen können, während sie am 1. Oktober allzu heftig auf die sofortige Absendung des Waffenstillstandsangebotes gedrängt und dadurch Anlaß zu großer Beunruhigung gegeben hat.

In der Verfassung, in der sich das deutsche Volk durch die geschilderten Vorgänge und Einwirkungen im Sommer 1918 befand, war es in hohem Maße empfänglich geworden für die Wirkung einer neuen, gefährlichen Kriegswaffe, der Northcliffeschen Propaganda. Northcliffe stellte den riesigen Apparat seiner Presse, deren Beziehungen sich über die ganze Welt erstreckte, in den Dienst Englands, um den deutschen Kriegswillen zu brechen und das deutsche Volk mürbe zu machen. Im größten Umfang setzte diese Propaganda im Frühjahr 1918 ein, indem sie geschickt die bei uns zutage getretenen pazifistischen und antimilitaristischen Strömungen benutzte, um dem deutschen Volke vorzuspiegeln, daß es sich nicht um seine Vernichtung, sondern um die Befreiung von den herrschenden militärischen Kreisen, die dem Frieden entgegenständen, handele. Nach der allgemeinen Abrüstung und der Vernichtung des Militarismus stände ein neues Zeitalter des Weltfriedens bevor. Wie viele sind darauf hineingefallen!

7.

Heer und Flotte.

Die erste größere Wirkung der revolutionären Propaganda trat in der Meuterei auf der Flotte im Juli 1917 hervor. Eine große Gefahr kündigte sich an, lange vor dem Umschwung der militärischen Lage im Juli 1918, der angeblich allein

den Zusammenbruch und die Revolution zur Folge gehabt hat. Die Revolution brach auf der deutschen Hochseeflotte zwar erst am 29. Oktober 1918 aus. Aber wir wissen jetzt aus dem, was der frühere Angehörige der Marine, Haase, am 30. August 1919 in einer Versammlung des radikalen Seemannsbundes zu Geestemünde geäußert hat, wie lange diese Revolution vorbereitet worden ist. Er sagte: „Wir haben schon von Beginn des Krieges, von Anfang des Jahres 1915, systematisch für die Revolution der Flotte gearbeitet. Wir haben von unserer Löhnung alle zehn Tage fünfzig Pfennige gesammelt, uns mit Reichstagsabgeordneten in Verbindung gesetzt und revolutionäre Flugblätter verfaßt, drucken lassen und verteilt, um für die Novemberereignisse die Bedingungen zu schaffen."

Aehnlich wie Haase über die Marine, hat sich der Unabhängige Sozialdemokrat Vater, den Herr Köster abschütteln möchte, in einer Versammlung in Magdeburg im Dezember 1918 über die Vorbereitung der Revolution im Heere geäußert: „Uns ist diese Revolution nicht überraschend gekommen. Seit dem 25. Januar d. J. haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Die Arbeit war schwierig und gefahrvoll zugleich; wir haben sie mit vielen Jahren Zuchthaus und Gefängnis bezahlt. Die Partei hat eingesehen, daß die großen Streiks nicht zur Revolution führten, es mußten daher andere Wege beschritten werden. Die Arbeit hat gelohnt. Wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt; die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Diese haben die Soldaten bestimmt, überzulaufen. Und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen."

Aeußerst lehrreich für jeden, der etwa noch die planmäßige Unterwühlung des Heeres bezweifeln sollte, ist das erwähnte Buch von Drahn und Leonhard über die „Unterirdische Literatur". Hieraus kann sich Herr Köster von dem Vertrieb der „geheimnisvollen" Flugblätter überzeugen, die in den Fabriken von Hand zu Hand gingen, an die Front schwirrten oder aus der Luft herabglitten. Der Krieg, so hieß es darin, liege im Wesen des Kapitalismus. Er werde erst aufhören, wenn die kapitalistische Weltordnung beseitigt sei. „Unsere Feinde sind nicht das französische, russische oder englische Volk, das sind die deutschen Junker, die Kapitalisten". Ueber die Schlachtfelder hinweg wollte der internationale Sozialismus „die Bruderhand dem Volke in Frankreich, in Belgien, in Rußland, in England, in Serbien, in der ganzen Welt reichen." Durch Massenstreiks sollte die Kriegsindustrie zum

Stillstand gebracht werden. Schon 1917 richtete sich die Agitation an die Soldaten: „Werdet Soldaten der Revolution!" Im Juli 1918 erschien in vielen Tausenden ein Flugblatt „Kameraden erwacht!" an der Front, „dessen Einfluß auf das Heer deutlich in desorganisierenden Tendenzen, im Nachlassen der Disziplin und Kampfenergie sichtbar wurde", wie das Buch mit Genugtuung bemerkt. Im Oktober 1918 bewiesen „massenweise Desertionen, unzählige Scharen von Urlaubern, die mit großer Verspätung oder überhaupt nicht an die Front zurückkehrten, bataillons- und divisionsweises Ueberlaufen, daß die Soldaten begonnen haben, ihr Joch abzuwerfen."

Alle diese Bekenntnisse erwähnt Herr Köster nicht, er lehnt sie mit dem einen ironischen Worte von den „geheimnisvollen Flugblättern der Unabhängigen" ab. Eine systematische Propaganda hat es nach ihm im deutschen Heere nicht gegeben, es ist nicht von revolutionären Bestrebungen unterwühlt gewesen. Erst nach dem „Knacks", Mitte Juli, gab es „größere Müdigkeit, häufigere Drückebergerei, mehr Fatalismus, bei Mannschaft und bei Offizieren".

Für die Behauptung, daß auch bei Offizieren eine häufigere Drückebergerei stattgefunden habe, fordere ich Herrn Köster auf, den Beweis zu erbringen. Im übrigen weiß er anscheinend nichts von dem, was jedem Frontkämpfer bekannt ist. Er weiß nichts von den Hunderttausenden von Drückebergern, die sich hinter der Front an den Eisenbahnendstationen und in den größeren Orten zusammenballten. Die in der Heimat aufgehetzten Urlauber trieben sich nach der Rückkehr hinter der Front herum, ohne ihren Truppenteil aufzusuchen. Es war nicht möglich, dieses Unwesens Herr zu werden, es sei denn, daß man geschlossene Truppenteile und ganze Verbände dazu verwendet hätte. In den schweren Kämpfen an der Front konnte man aber nicht einen Mann entbehren. So gingen Hunderttausende der Front verloren im entscheidenden Augenblick. Hierin, nicht nur in den Verlusten der Rückzugskämpfe, liegt der Grund für das Hinschwinden der Truppenstärken.

Der junge Ersatz, der aus der Heimat kam, war verseucht und verdorben. Ohne strenge Zucht aufgewachsen, durch hohe Löhne in der Kriegsindustrie verwöhnt, antimilitaristisch verhetzt, konnte er der Front wenig Gewinn bringen. Die von der russischen Front nach dem Westen versetzten Leute waren vielfach durch die russischen Verhältnisse angekränkelt und betraten widerwillig den westlichen Schauplatz harter Kämpfe, und gar die aus russischer Kriegsgefangenschaft befreiten Mannschaften waren zum Teil bereits dem Bolschewismus verfallen. Schon auf der Fahrt der Ersatztransporte nach dem Westen zeigte sich die Widersetzlich-

keit. Die groben Ausschreitungen auf den Bahnhöfen nahmen zu. Es kam soweit, daß manche Truppenführer erklärten, lieber auf diesen Ersatz verzichten und mit ihren geringen Stärken weiterkämpfen zu wollen, als ihre Truppe durch schlechten Ersatz verseuchen zu lassen. Dies alles ist im ganzen Heere so bekannt gewesen, daß es keiner weiteren Erörterung bedarf. Man kann es in den Kriegstagebüchern und Berichten der Truppenteile nachlesen. Ich führe nur ein Beispiel aus den auf Grund der Kriegstagebücher herausgegebenen „Erinnerungsblättern" einzelner Regimenter an. Im Oktober 1918, so wird in den Erinnerungsblättern des Infanterie-Regiments 24 berichtet, kam bei diesem Regiment Ersatz aus der Heimat an, der mit den alten, kriegserprobten Unteroffizieren und Mannschaften gleichmäßig vermischt werden sollte. Zur Verteilung auf die Regimenter der Division stand der Transport auf dem Marktplatz bereit. Es war nicht mehr die volle Zahl der vom Ersatztruppenteil ins Feld geschickten Leute. Nicht wenige waren unterwegs abgeblieben. Es war ihnen nicht schimpflich erschienen, fahnenflüchtig zu werden. Sie empfanden nicht, wie schmachvoll es war, das Vaterland in höchster Not, im Entscheidungskampf im Stich zu lassen. Und die, die auf dem Platz standen, die ausersehen waren, die Reihen der zusammengeschrumpften Bataillone aufzufüllen und mit frischem, wagemutigem Geiste zu durchdringen, sie ermangelten des Geistes vom August 1914, der bisher das Regiment ausgezeichnet hatte. Nur allzu wenige unter ihnen hatten den festen Willen, ihr Leben für das Vaterland einzusetzen. Trotz aller Sorge bei den Ersatztruppenteilen waren viele durch gewissenlose, jedes Vaterlandsgefühls bare Menschen heimlich, aber zähe und zielbewußt verhetzt und vergiftet worden. So bedeutete das Eintreffen dieses so wichtigen Ersatzes keine Stärkung, sondern eine schwerwiegende Schwächung der Truppe. Als am 1. November der Engländer mit erneutem Großangriff einsetzte, glaubte man nicht, daß die Kompagnien würden standhalten können. Und doch gelang es, nach schmählichen Flüchten zahlreicher Feiglinge, den wenigen alten, pflichttreuen, schneidigen und schlachterprobten Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, dem an Menschen und Material zehnfach überlegenen Gegner jeden Fuß breit Boden streitig zu machen. Wahrlich ein ergreifendes Bild davon, wie unsere brave Truppe in dem schwersten Ringen von ihrem aus der Heimat kommenden Ersatz im Stich gelassen wurde. Herrn Köster aber ist dies unbekannt.

Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß auch auf die kämpfende Truppe der Umschlag von der mit den größten Siegeshoffnungen unternommenen Offensive zu einer auf die Dauer anscheinend aussichtslosen, die härtesten Anforderungen stellenden Verteidigung unter ständigem Rückzug einen schweren Druck ausübte. Die feindliche Ueberlegenheit wurde immer größer, die eigene Truppe immer schwächer. Erschöpft von dem andauernden Kampf,

ohne Ruhe und Rast, immer wieder von neuem in den Kampf geworfen, brach manche brave Truppe zeitweise zusammen. Bewegliche Klagen der Führer drangen immer häufiger bis zur Obersten Heeresleitung, die nicht mehr imstande war zu helfen, je weniger sie über frische Reserven verfügte. Immer aber gelang es schließlich den Führern wieder, mit den zusammengeschmolzenen Resten dem Feinde die Stirn zu bieten. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, frühzeitiger im Jahre 1918 große rückwärtige Stellungen herzurichten und in sie das Heer nach dem Scheitern der Offensive rechtzeitig zurückzuführen. Doch standen dem große Schwierigkeiten entgegen, die hier nicht weiter erörtert werden können.

Herr Köster, der die Unterwühlung des Heeres leugnet, behauptet, daß Ludendorff damals, im Sommer und Herbst 1918, selbst nichts davon gewußt, sondern „erst ein halbes Jahr nach dem Kriege aus Zeitungsartikeln erfahren habe, was in seiner Armee 1918 passiert sei.“ Niemand habe damals etwas von der Bolschewisierung des deutschen Heeres gesagt. Auch in den Besprechungen der Aufklärungsoffiziere sei nirgends „von all den schrecklichen Dingen“ die Rede.

Demgegenüber sei folgendes festgestellt:

In den „Urkunden“ Ludendorffs befindet sich ein Schreiben des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, in dem bereits am 23. Juli 1917 auf den großen Schaden hingewiesen wird, der für die Rüstungsindustrie durch Streiks entstanden sei. „Sie sind nur zum Teil auf die Ernährungslage, im übrigen aber auf Hetzereien, besonders der Unabhängigen Sozialdemokratie, zurückzuführen. Aus einem Bericht des Kriegspresseamtes entnehme ich, daß der Leipziger Demonstrationsstreik auf Aufhetzung durch Anhänger der genannten Partei zurückzuführen ist.“

Zwei Tage darauf, am 25. Juli 1917, wird in einem ebenfalls in den Urkunden abgedruckten Erlaß des Generalquartiermeisters darauf hingewiesen, daß von den verschiedensten Seiten versucht werde, bei den Truppenteilen des Feldheeres politische Propaganda zu machen. „So hat eine Zeitung sich unmittelbar an Heeresangehörige gewandt, um eine Abstimmung über Friedensziele zu veranstalten. Ferner besteht die Gewißheit, daß die Unabhängige Sozialdemokratie eine die Manneszucht im höchsten Grade schädigende Wühlarbeit im Heere betreibt . . . Insbesondere gilt es zu verhindern, daß Mitteilungen und Flugschriften in die Truppe gelangen, welche geeignet sind, die unbedingte Siegeszuversicht zu mindern und das Vertrauen zu den Führern zu untergraben, und die damit für die Schlagfertigkeit des Heeres verhängnisvoll werden können.“

Aus dem mir persönlich im Kriege bekannt gewordenen Material bringe ich folgendes, der Zeit nach geordnet, bei:

Bereits am 17. November 1915 machte der Generalquartiermeister in einem Erlaß darauf aufmerksam, daß in der Zimmerwalder sozialistischen Konferenz die Absicht zutage getreten sei, das Proletariat aller Länder gegen den Krieg aufzuhetzen. Entsprechende Aufrufe sollen heimlich in Massen im Heere und unter der Bevölkerung Verbreitung finden. „In einem Einzelfall ist bereits bekannt geworden, daß der erwähnte Aufruf seinen Weg in die Reihen der Armeen gefunden hat".

Das preußische Kriegsministerium wies in einem Schreiben vom 2. März 1916 ausführlich auf die Gefährlichkeit der internationalen Bestrebungen der radikalen sozialdemokratischen Minderheit hin.

In einem Bericht vom 1. April 1916 über die Spaltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion heißt es, daß ein Teil der Minderheit auf diese Parteispaltung hinarbeite und daß von dieser Seite eine höchst unpatriotische Stimmungsmache getrieben und auch in die Schützengräben erstreckt werde. Lose Blätter „mit Aufstellungen über die deutschen Verluste, über die Finanzlage, die Lebensmittelnöte wandern ins Feld. . . . Kenner schätzen den wöchentlichen Aufwand für die Literatur solcher Art für daheim und das Feld auf wohl 10—20 000 Mark."

Erneut wies der Generalquartiermeister am 14. April 1916 darauf hin, daß Versuche gemacht würden, bei den Truppenteilen des Feldheeres für die sozialistische Friedensrichtung Propaganda zu machen und innerhalb des Heeres Unzufriedenheit zu erregen. Gegen die zu erwartende neue Kriegsanleihe, weil „kriegsverlängernd", wurde, wie aus einem Schreiben des Chefs des Generalstabes des Feldheeres vom 12. Juni 1916 hervorgeht, Stimmung zu machen versucht.

Eine Meldung des Armee-Oberkommandos 6 vom 19. Mai 1916 stellte fest, daß im Besitze des Wehrmanns H. sozialdemokratische Flugschriften gefunden wurden, „in denen gegen den Krieg bzw. für Beendigung des Krieges in aufhetzerischer Weise Propaganda gemacht wird . . . Die Flugschriften sind dem Herrn Generalquartiermeister vorgelegt worden."

„Auf zuverlässige Weise", so schreibt der Generalquartiermeister am 19. August 1916, „ist bekannt geworden, daß die radikale sozialdemokratische Partei in jüngster Zeit systematisch die Verbreitung ihrer hetzerischen Flugblätter und Schriften betreibt."

Ein Hetzblatt schlimmster Sorte erhielt ein Trainfahrer einer Kolonne der 7. Armee aus München am 2. August 1917 zugesandt. „An dem Tage", so heißt es darin, „an dem der Berliner Zar gefallen ist, wird man uns in Paris und London, in Newyork und Rom ebenso lieben, wie man heute bei uns den russischen Arbeiter

und Soldaten auf einmal gern hat . . . An dem Tage, an dem der deutsche Sozialismus im Berliner Reichskanzlerpalast regiert und Wilhelm Privatmann ist, an dem Tage ist unser Ansehen wieder hergestellt . . . Deutsche Soldaten, denkt nach! Beratet Euch mit Euren Kameraden, versucht zu handeln. Wehrt Euch gegen die Fortdauer des Krieges so energisch wie gegen den Feind! Ersuche um Weitergabe an Ihre Herren Kameraden."

Auf Umwegen über Stockholm wurde im Mai 1917 bekannt, daß die Engländer bei ihrem Einbruch in die deutschen Linien während der Arrasschlacht „in den deutschen Schützengräben eine Menge Aufwiegelungsliteratur, gerichtet gegen den deutschen Kaiser und seine autokratische Regierung, gefunden" hatten, die zur Uebersetzung nach London gebracht worden sei.

Ludendorff wies am 24. Mai 1917 auf die Notwendigkeit hin, besonderes Augenmerk auf zurückkehrende Urlauber hinsichtlich der Mitführung verhetzender Schriften zu richten und das Eisenbahnpersonal im besetzten Gebiet daraufhin zu überwachen, ob sie Flugzettel und Handschriften einschmuggelten oder den Soldaten auf der Fahrt heimlich zusteckten.

Eine in der „Breslauer Volkswacht" veröffentlichte Rede des Reichstagsabgeordneten Noske, gehalten am 5. Juni 1917, enthält nachstehende bemerkenswerte Stelle: „Der politische Einfluß der Sozialdemokratie wird riesig anwachsen, und wir werden uns nicht genieren, das Geld dort zu nehmen, wo wir es finden. Der Friedenswille wird sich immer mehr durchsetzen. In allen Ländern wird den Kriegstreibern das Handwerk gelegt werden, auch in Deutschland. So erscheint der Tag nicht mehr fern, wo der Krieg, wenn nicht mit dem Willen der Regierenden, dann durch das Machtgebot des Proletariats, sein Ende finden wird."

In einer Verfügung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres vom 31. Juli 1917, unterzeichnet von Ludendorff, heißt es: „Die Stimmung in der Heimat ist tief gesunken. Bei den engen Beziehungen von Heimat und Heer kann das Heer auf die Dauer nicht unberührt bleiben. . . . Diese Erscheinungen sind zum Teil auf wirkliche Notstände, die schwierige Ernährungs- und Kohlenlage, pekuniäre Sorgen, Länge des Krieges, Verlust von Angehörigen usw. zurückzuführen. Zum größten Teil aber sind sie durch die zielbewußte Agitation gewisser staatszerstörender Elemente hervorgerufen, die skrupellos diese Notstände zur Förderung ihrer politischen Ziele ausnutzen und Unzufriedenheit, Verhetzung usw. auf alle Art zu stiften suchen. . . . Die Stimmung aus der Heimat hat tatsächlich schon vereinzelt auf das Heer übergegriffen, wie zahllose Zuschriften bezeugen. Daneben wird versucht, durch eine unmittelbare Beeinflussung die Kampffreudigkeit des Heeres zu beeinträchtigen." Ludendorff fordert dazu auf, den Hetzern und Flaumachern daheim und im Heere entgegenzutreten, „ohne daß die

Notlage, die in der Heimat ist, übersehen wird". So schreibt derselbe Ludendorff, der nach Köster diese ganze Propaganda erst im Jahre 1919 aus den Zeitungen erfahren hat, dem die Wirkung der Blockade niemals deutlich zum Bewußtsein gekommen ist, und der geglaubt hat, Stimmung wie Geschütze fabrizieren zu können!

Eine früher in Duisburg erschienene revolutionäre Zeitschrift „Der Kampf" wurde nach erfolgtem Verbot in Amsterdam unter Leitung eines deutschen Deserteurs neu herausgegeben. Der Generalquartiermeister wies in einem Erlaß vom 4. Oktober 1917 darauf hin, daß dieses Hetzblatt, das offen zur Fahnenflucht und Desertion auffordere, seine Hauptabnehmer unter den in Holland bestehenden deutschen Deserteurvereinigungen finde, und daß möglicherweise versucht werde, das Blatt von Duisburg oder Amsterdam aus an die Front zu bringen.

Aus einem Bericht des Kriegspresseamtes vom 1. November 1917 ergibt sich, daß das Armeeoberkommando 3 eine im Bereiche der Armee gefundene Broschüre mit der Ueberschrift „Kaiser und Krieg oder Republik und Frieden" eingesandt hatte. Sie enthielt die Aufforderung, mit dem Losungswort „Republik" sollten alle deutschen Soldaten der Westfront überlaufen. Die Franzosen würden sie dann nicht als kriegsgefangene Feinde behandeln, sondern als Mitkämpfer und Mitbegründer der deutschen Republik.

Daß auch im Bereiche des Oberbefehlshabers Ost dieselben Versuche, wie auf dem westlichen Kriegsschauplatz, von der Heimat aus gemacht wurden, beweist dessen Erlaß vom 27. Februar 1918: „Staatsfeindliche Kreise der Heimat suchen, vom Geld der Entente unterstützt, den Geist der Truppe mit hetzerischer Propaganda zu verseuchen. Sie arbeiten in stets zunehmendem Umfange mit Flugschriften, Briefen, Handzetteln. Die durch den Chef des Generalstabes des Feldheeres angeordneten Maßnahmen — Augenmerk auf zurückkehrende Urlauber, Ueberwachung verdächtiger Personen usw. — gewinnen erhöhte Bedeutung." Aus einem Bericht der Zentralpolizeistelle vom 7. August 1918 geht hervor, daß in Kowno „geheime Verbindungen bestanden, deren Aufgabe es war, deutsche Soldaten anzuwerben, die schnellstens mehrere Tausend Flugblätter unter den Soldaten verteilen sollten".

Aus den früher erörterten Gründen ist es erklärlich, daß die Gefahr der Verhetzung der Front durch die zurückkehrenden Urlauber im Sommer 1918 an der Westfront stieg. Ludendorff äußerte sich am 23. August 1918 über den Bericht eines Eisenbahnüberwachungsreisenden. Die Stimmung der von der Front nach der Heimat fahrenden Urlauber wird darin als recht gut bezeichnet, während die Stimmung der von der Heimat nach der Front fahrenden Urlauber gereizt und zum Teil recht gedrückt war. Auffallend war, daß, je weiter die Leute sich von der Heimat entfernten, eine umso ruhigere Stimmung platzgriff.

Einen äußerst wichtigen Beitrag zur Feststellung der Wirkung, die die Verhetzung der Mannschaften erreicht hatte, liefert folgender Bericht des Alpenkorps vom 15. September 1918:

„Gelegentlich des Einsatzes des Alpenkorps bei der 18. Armee westlich Nesle und bei der 2. Armee nördlich Peronne wurde eine Reihe von Beobachtungen gemacht, die geeignet sind, einen Rückschluß auf die inneren Gründe der verminderten Widerstandsfähigkeit der dort im Kampf befindlichen deutschen Truppen zu ziehen. Die nachfolgend angeführten Fälle sind durch die bestimmten Aussagen einzelner Offiziere und Unteroffiziere festgestellt.

Beim Einsatz des Alpenkorps westlich Nesle fluteten Angehörige der bisher eingesetzten Divisionen in mehr oder minder großer Auflösung zurück. Den vorgehenden Schützenlinien des bayerischen Infanterie-Leibregiments gelang es trotz energischer Einwirkung nicht, die Leute zum Halten und Wiederaufnehmen des Kampfes zu veranlassen. Daß dies auf mangelnden Geist und eine durch Agitation hervorgerufene geflissentliche Verneinung der Manneszucht zurückzuführen sei, beweisen vielfache Aeußerungen, daß die Angehörigen des Alpenkorps Kriegsverlängerer seien. Auch erfolgten höhnische Zurufe, daß sie „sich dazu hergäben, die so schön entstandene Lücke durch Gegenangriffe zu schließen“. . . . . . Am 10. August äußerten Leute vor Hallu: „Der Krieg wird so nicht alle, da müssen wir ihn eben alle machen.“ . . . Nach Meldung eines Oberleutnants war besonders bei den in Ham zusammengeströmten Flüchtlingen die Aufforderung, „den Krieg nicht zu verlängern“, vielfach zu hören. . . . Nach Meldung des Jäger-Regiments 2 wurden dessen Mannschaften von zurückgehenden Infanteristen mit gröbsten Schimpfworten wegen ihres Aushaltens in der Feuerlinie belegt. Ein Wegeposten des Infanterie-Regiments 445 äußerte einem Gefreiten des Reserve-Jägerbataillons 447: „Es ist doch ganz egal, ob wir Deutsche, Franzosen oder Engländer sind.“ . . . II./Feldartillerie-Regiment 204 meldet, daß beim Einsatz in Gegend Templeux la Fosse zu verschiedenen Zeiten gegenüber Mannschaften des Regiments der Ausdruck „Streikbrecher“ fiel.“

Der Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Division, deren Truppenteile zum Teil durch vorstehenden Bericht belastet worden waren, bemerkte hierzu, daß ihm während der Kämpfe bei Peronne dasselbe über Verhalten und Aeußerungen anderer Divisionen berichtet worden sei. „Jeder, der in der Truppe lebt, weiß, daß die Gesinnung der Leute zum Teil nachläßt und daß dies auf Einwirken aus der Heimat, auf Agenten und Flugblätter usw. zurückzuführen ist.“

Vom Oberkommando der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht wurde anfangs Oktober 1918 ein älterer Generalstabsoffizier entsandt, um durch Rücksprache mit den Mannschaften möglichst vieler Truppenteile in und hinter der Front sich über die Stimmung der Truppe zu unterrichten. Er berichtete über die durch zurückkehrende Urlauber, durch Briefe und die Presse von der Heimat ausgehende nachteilige Popaganda und meldete, daß auf die Artillerie häufig der Spitzname „Kriegsverlängerer" angewendet werde. „Ein Offizier sah einen Trupp von etwa 20 Mann durch zwei Engländer in Gefangenschaft abgeführt werden, nahm ein Gewehr und schoß einen dieser Engländer nieder, worauf aus dem Trupp heraus gerufen wurde: Schlagt doch dem Kerl das Gewehr aus der Hand!"

Am 23. September 1918 erging folgendes Telegramm von der Obersten Heeresleitung an die einzelnen Kriegsministerien: „Immer wiederkehrende Berichte und Meldungen besagen, daß sich an unsere zurückkehrenden Urlauber auf den Bahnhöfen der Heimat Persönlichkeiten herandrängen, die durch Ueberredung versuchen, sie von der Rückkehr zur Front abzubringen."

Daß auch — entgegen der bestimmten Behauptung Kösters — die Gefahr des Bolschewismus erkannt worden war, beweist eine Meldung des Armeeoberkommandos 17 vom 6. November 1918 an die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Es heißt darin: „Es ist die Tatsache nicht mehr zu verkennen, daß die Disziplinlosigkeit in unserem Heere in den letzten Wochen und Tagen in erschreckender Weise um sich greift. Die Gefahr des Bolschewismus ist groß. . . . Einer der Hauptheerde des Uebels sind die Eisenbahnen, Bahnhöfe und Versprengten-Sammelstellen. Hier, wo Mannschaften aller Waffengattungen in großen Massen zusammentreffen, aus dem Truppenverbande herausgelöst und ohne Aufsicht, haben die Uebelwollenden Gelegenheit, willige Zuhörer zu finden und, da in der großen Masse die Schuldigen schwer herauszufinden sind, willkommene Gelegenheit, Disziplinlosigkeiten unverschämtester Art zu begehen. Die übrigen werden umso eher angesteckt, als sie sehen, daß die Schreier straflos bleiben".

Herr Köster behauptet, auch in den Verhandlungen mit der Reichsregierung, die zur Herausgabe des Waffenstillstandsangebotes geführt haben, finde sich nicht ein Wort von der Bolschewisierung des deutschen Heeres. Er muß somit die Berichte über die Sitzung der Staatssekretäre am 28. Oktober und 5. November 1918 („Vorgeschichte des Waffenstillstandes", S. 169) nicht gelesen haben.

In der Sitzung vom 28. Oktober 1918 stellte General von Gallwitz fest, daß die moralische Einwirkung aus der Heimat sich bei der Truppe sehr ungünstig bemerkbar gemacht habe. Ebenso habe oft der Heimatsurlaub schlecht gewirkt. Die Leute seien vielfach in schlechterer Stimmung aus der Heimat zurückgekommen, als sie dahin gegangen seien. Ungünstig habe sich auch bemerkbar ge-

macht, daß wir die Presse aller Richtungen ungehindert hätten im Heere sich verbreiten lassen.

General Groener erklärte in der Sitzung am 5. November folgendes: „Jedenfalls haben das Waffenstillstandsangebot und die mutlosen und unzufriedenen Presseäußerungen niederdrückend auf die Stimmung gewirkt. Von allen Seiten wird immer wieder gemeldet, daß die aus der Heimat zurückkehrenden Urlauber und die aus dem Osten herangeführten Ersatzmannschaften die Stimmung ungünstig beeinflussen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die letzteren häufig von bolschewistischem Geist angehaucht sind. . . . Es ist aber erforderlich, daß auch in der Heimat alles getan wird, um die Stellung und das Ansehen der Offiziere wieder zu heben und jeder verhetzenden Propaganda scharf entgegenzutreten. . . . Wie soll das heilige Feuer (vaterländischer Begeisterung) erhalten bleiben, wenn aus der Heimat durch die Polemik der Presse, durch die zurückkehrenden Urlauber, durch die aus russischer Gefangenschaft Heimgekehrten und Wiedereingestellten eiskalte und die Truppe entnervende Güsse über das Heer ausgeschüttet werden. Was wir von der Heimat fordern, ist nicht Kritik und Polemik, sondern Stärkung und Stählung von Herz und Seele. Wenn nicht schleuniger Wandel geschieht, richtet die Heimat das Heer zugrunde. Das habe ich pflichtmäßig hier zu erklären. . . . Des Generalfeldmarschalls und meine Gesamtauffassung ist: Der schlimmste Feind, dessen das Heer sich zu erwehren hat, ist die Entnervung durch die Einflüsse der Heimat, ist der drohende Bolschewismus!"

Vielleicht rechnet Herr Köster auch den General Groener zu den „schimpfenden und polternden Generalen", denen es „gelungen ist, die Beschimpfung des eigenen Volkes zu organisieren". Nicht das Volk soll „beschimpft und bezichtigt" werden, sondern die Volks- und Heeresverderber, die das Volk verhetzt und ihre verbrecherische Hand an die Grundlage des Heeres, an die Disziplin, gelegt haben. Jedenfalls ist die Tatsache nicht wegzuleugnen, daß die Heimat schließlich nicht mehr hinter dem Heere gestanden hat. Herr Köster, der bestreitet, daß Deutschland durch den mangelnden Siegeswillen seines eigenen Volkes zusammengebrochen sei, sagt an anderer Stelle doch selbst, daß das leidende und enttäuschte Volk im Oktober nur noch ein Ziel, nur eine Hoffnung gehabt habe: Frieden! Ich will hier nur auf diese Tatsache hinweisen, ohne den Zusammenbruch Deutschlands ausschließlich durch den Mangel an Siegeswillen erklären zu wollen.

Der französische Abgeordnete Oberst Fabry, der in der französischen Kammer als militärischer Sachverständiger hohes Ansehen genießt, behauptete in der Sitzung der Kammer vom 25. Februar 1920: „Wir haben beim Kriegsschluß die deutsche Armee

gesehen, so stark gewaffnet, wie eine Armee es nur sein kann, ausgestattet mit einem Material, so vollkommen, wie es nur möglich ist. Was hat ihr gefehlt? Was war die Ursache ihrer Niederlage? Daß sie nicht die einmütige Zustimmung der Heimat und den Willen der Gesamtheit, die notwendigen Opfer des Krieges zu ertragen und den Krieg fortzusetzen, hinter sich hatte. Es ist durch diesen Krieg klar erwiesen, daß auch eine starke Armee, wenn nicht ein zum Kampf entschlossenes und von dem Willen zum Kampf durchdrungenes Volk dahinter steht, sofort zur Ohnmacht verurteilt ist."

8.

Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?

Wir können nunmehr zur Beantwortung der Hauptfrage schreiten: konnten wir im Herbst 1918 noch weiterkämpfen? Und mit welchem Ziele?

Nach Köfters Aussage behauptet die Ludendorff-Legende, daß wir „im November 1918 mit der Hoffnung auf Sieg hätten weiterkämpfen können". Köster kämpft gegen Windmühlen, wenn er diese „Ludendorff-Legende" widerlegen will. Daß der Krieg verloren war, hat die Oberste Heeresleitung, wie erwähnt, in der Sitzung am 14. August 1914 erklärt. Ludendorff stellt es in seinem Buche „Kriegführung und Politik" (S. 223) nochmals ausdrücklich fest.

Es muß klar ausgesprochen werden, daß es sich bei weiterem Widerstand nur darum handeln konnte, einen völligen Zusammenbruch zu verhindern und einen nicht zu ungünstigen Abschluß des Krieges zu erreichen. Unsere Ehre verlangte, die Waffen nicht eher zu strecken, als bis jeder weitere Widerstand unmöglich war. So weit war unsere Kraft aber im Herbst 1918 noch nicht erloschen.

Nach allgemeinem Urteil, das damals aus der Front ausgesprochen wurde, griff der Feind in der letzten Zeit nicht mehr energisch an. Unsere Zahl war gering, unsere Truppe erschöpft. Aber der Kern der Truppe schlug sich noch immer gut. Die schlechten Elemente, die aus der Heimat kamen, verflüchtigten sich schnell im feindlichen Trommelfeuer. Unser Sperrfeuer war nicht „kläglich", wie Köster behauptet, nach wie vor war die Artillerie die kräftige Stütze unserer hart bedrängten Infanterie.

In dankenswerter Weise hat „Anker's Wochenschau" in verschiedenen Nummern vom November 1921 zur Klärung dieser Fragen beigetragen. Annähernd 300 Aussagen von Mannschaften und Offizieren, vom Musketier bis zum General, sind dort gesammelt, die sich auf Befragen über die Lage anfangs November 1918 äußern.

Der Nachschub an Mannschaften wird für „miserabel" erklärt, er „verseuchte die gute Truppe". „Der junge Ersatz aus der Heimat minderte den Kampfwert. Diese Leute schleppten Kampfmüdigkeit und Feigheit ein."

Vielfach lauten die Mitteilungen dahin, daß die Truppe müde, erschöpft, ruhebedürftig sei. Die weit überwiegende Zahl der Aussagen bestätigt aber, daß der Kampfwert noch gut, mehrfach sogar ausgezeichnet sei. Die Artillerie wirke vorzüglich. Sehr erschöpfte Truppen versichern, nach einer Ruhepause von einigen Tagen, einzelne nach einigen Wochen wieder kampfkräftig, sogar angriffsfähig zu werden. Nur vereinzelt wird die Truppe als zu sehr überanstrengt bezeichnet, so daß der Kampfwert gering und längerer Widerstand zweifelhaft sei.

Allgemein fühlte sich die Truppe noch immer dem Feinde überlegen, der nur geringe Angriffslust zeige. Franzosen und Engländer, noch mehr die Belgier, sind angriffsunlustig. Der Feind folgt vorsichtig, Erfolge erreicht er im Angriff nur durch Tanks. Die Amerikaner gehen tapfer und rücksichtslos vor, aber sie sind „Anfänger", „mit ihnen wären wir fertig geworden".

Fast alle Befragten erklären, daß sie noch lange hätten Widerstand leisten können: einige sprechen von einigen Wochen, viele glaubten ihre Stellungen mehrere Monate, „noch lange", „bis zum Frühjahr 1919", „mindestens noch ein Jahr", sogar „auf unabsehbare Zeit" halten oder weiterkämpfen zu können. „Allgemein erwartete man erneuten Widerstand an der Maas", man glaubte diese Linie noch lange halten zu können.

Auch unsere Gegner haben anerkannt, daß unsere Truppe sich bis zuletzt gut schlug. „Während Deutschland in voller Gärung war, und die hinter der Front und in den Ersatzformationen befindlichen Mannschaften die rote Fahne aufpflanzten, schlug sich die vorderste Linie im Oktober andauernd hartnäckig". So berichtet beispielsweise der französische General X. Y. („Réflexions sur l'art de guerre."). Unsere Maschinengewehre und die geschickt angelegten Zerstörungen und Verbindungen hätten dem Vormarsch der Alliierten große Schwierigkeiten bereitet. Feldmarschall Haig bestätigt dies, wie noch zu erörtern sein wird.

In der erwähnten Sitzung der Staatssekretäre vom 28. Oktober 1918 erklärte General von Gallwitz, gewiß ein kriegserfahrener Führer, der seine Worte sorgfältig abzuwägen pflegte, daß die schwachen Divisionen sich noch immer gut gehalten hätten und daß das Heer noch widerstandsfähig sei. Es sei noch ein guter Kern darin. Bevor wir weiterkämpften, müsse ein gewaltiger Appell an Heimat und Heer ergehen. Ein Sieg sei allerdings nicht mehr möglich. Hielten wir aber den Winter aus, so würden wir einen besseren Frieden bekommen. (Wie erwähnt, hat Köster die-

sen Gedanken, der damals im Heere herrschte, als einen späteren „Dreh" der Ludendorff-Legende bezeichnet.) So lange die Armee noch Widerstandskraft besitze, dürfe man vom Standpunkt der nationalen Ehre nicht Schicht machen. (Wie ebenfalls erwähnt, kommt der Begriff der nationalen Ehre in der Kösterschen Schrift nicht vor.) Ueber den Feind urteilt General von Gallwitz ebenso, wie die erwähnten Frontkämpfer, daß seine Angriffskraft sehr gesunken sei. Auch die Amerikaner ließen nach den schweren Verlusten, die sie erlitten hatten, sehr nach.

General von Mudra stimmte diesem Urteil durchaus zu und betonte mehrfach, daß wir keine Veranlassung hätten, die Flinte ins Korn zu werfen. Bedenken erregte nur bei beiden Generalen die Möglichkeit des Zusammenbruchs der österreichisch-ungarischen Monarchie. Doch schwächte General von Gallwitz diese Bedenken nachträglich ab.

Diese beiden hervorragenden Heerführer rechnet Herr Köster aber wohl auch zu den „nervösen, polternden Generalen".

Wir waren in den Tagen vor Abschluß des Waffenstillstandes im Rückzug in die Antwerpen-Maas-Stellung begriffen. Vielleicht haben wir aus politischen Gründen zu lange gezögert, in große rückwärtige Stellungen zurückzugehen. Wir wollten während der Verhandlungen über den Waffenstillstand nicht den Eindruck der Schwäche machen. Aber die Verhandlungen zogen sich lange hin, und die Truppe erschöpfte sich in den beständigen Kämpfen. Freilich fehlten uns infolge Mangels an Arbeitskräften ausgebaute rückwärtige Stellungen, und das hinter der Front angehäufte riesige Material erschwerte die Räumung. Inwieweit es möglich war, dem Heere nochmals stärkeren Ersatz zuzuführen, ist erörtert worden.

Zweifellos hätten wir in der Antwerpen-Maas-Stellung Halt machen und erneuten Widerstand leisten können. Nötig war hierzu eine Atempause. Würde sie der Feind uns gewährt haben?

Ausführlich verbreitet sich darüber der englische General Maurice („The last four months"). Zwar wird seine Darstellung stark von dem Bestreben beeinflußt, unsere Niederlage als die Folge der überlegenen Feldherrnkunst des Marschalls Foch hinzustellen. Er schiebt daher die zahlreichen anderen Umstände, die auf den Verlauf des Jahres 1918 eingewirkt haben, vielfach beiseite und sucht die deutsche Niederlage als durch die Gewalt der Waffen erzwungen und als möglichst groß darzustellen. Umso schwerer wiegt sein Urteil, wenn er trotzdem zugeben muß, daß auch dem alliierten Heere im Oktober und November 1918 eine Grenze gesetzt war.

In der dritten Woche des September, so berichtet er, war der deutsche Widerstand bei weitem nicht gebrochen. Wenn auch

die Infanterie viel von dem eingebüßt hatte, was sie früher auszeichnete, so war die deutsche Artillerie, wenn auch schwächer, doch noch von starker Wirkung und gut geführt. (Nach Köster war ihr Sperrfeuer „kläglich“!) Die Maschinengewehre wurden von auserlesenen, mutigen Leuten gehandhabt, die durch die lange Erfahrung die größte Wirkung erreichten. Die stärksten deutschen Linien lagen noch vor den Alliierten. Viele amerikanische Divisionen hatten wenig oder gar keine Kriegserfahrung, die Führer und Stäbe waren in der Bewegung solcher Truppenmassen ungeübt. Man erwog daher, besonders im englischen Kriegskabinett, ob es nicht klüger wäre, die Entscheidung bis zum Frühjahr 1919 hinauszuschieben, um die Verstärkung der amerikanischen Armee und ihre bessere Kriegsbereitschaft abzuwarten. Dabei spielte die Hoffnung mit, daß Deutschland vielleicht von selbst niederbrechen würde, wenn seine Bundesgenossen den Kampf aufgäben. Dann war es nicht mehr nötig, die bisher undurchdringliche Mauer im Westen zu stürmen. Lloyd George, der täglich vor der Schwierigkeit stand, die Mannschaften für die Fortsetzung des Krieges aufzubringen, fürchtete die Verlustlisten einer neuen Somme- oder Flandernschlacht. Auch Haig konnte angesichts der bisherigen beträchtlichen Verluste den Angriff auf eine so starke Stellung wie die Siegfriedstellung nicht leichten Herzens unternehmen. Die politischen Folgen eines gescheiterten Angriffs waren nicht zu unterschätzen. Trotzdem entschied sich Haig für den Angriff und „setzte hierbei seine Zukunft aufs Spiel“. Pershing stimmte ihm bei.

Man sieht, so ganz vernichtend waren unsere Niederlagen bis dahin nicht gewesen, wie Köster es darstellt.

Ende September hatte sich, wie Maurice weiterhin entwickelt, die Lage der Deutschen verschlechtert. Es erfolgte das Waffenstillstandsangebot. Ich will hierbei nicht unterschlagen, daß Maurice sich gegen die in Deutschland vertretene Ansicht wendet, wonach die deutsche Armee bis zum Schluß unbesiegt und imstande gewesen sei, günstigere Bedingungen zu erkämpfen, während die Politiker und das Volk den Kopf verloren hätten. Der Feldherrnruhm Fochs, für den Maurice mit überschwänglichen Worten eintritt, würde verblassen, wenn sich nicht erweisen ließe, daß Deutschland durch die große, am 26. September begonnene Offensive niedergerungen worden wäre. Das ist der sehr durchsichtige Zweck, den die Darstellung des Generals Maurice verfolgt: „Die große Schlacht, die am 26. September begann, war es, die den Krieg entschied!“

An der Maas und in den Argonnen griffen die Amerikaner an, in der Champagne die Franzosen, bei Cambrai und St. Quentin die Engländer, in Flandern die Belgier mit englischer und französischer Unterstützung. Aber nirgendwo, so berichtet Maurice, waren die Früchte des Sieges leicht zu ernten. Ueberall wurde das

Vorgehen durch die unzureichenden Verbindungen gehemmt. Vor der englischen Front und vor den Franzosen in der Champagne lag ein weithin zerstörtes Gebiet. Die Amerikaner befanden sich zwischen Maas und Argonnen an sich schon in schwierigem Gelände mit wenig Verbindungen. Verpflegung und Munition konnten dort nicht nachgebracht werden. Manchmal bekamen die Mannschaften vier Tage lang ihre Portionen nicht. Maurice gibt zu, daß man von einem vollständigen Zusammenbruch des amerikanischen Nachschubs gesprochen habe. Zudem leisteten die Deutschen den Amerikanern gegenüber starken Widerstand. „Die Amerikaner mußten um jeden Zoll kämpfen."

So war nach Maurice die Lage in der ersten Hälfte des Oktober, zu einer Zeit, als nach der Darstellung Köfters das deutsche Volk infolge des plötzlichen Waffenstillstandsangebotes moralisch aufs tiefste erschüttert wurde. Tatsächlich erscheint es nach Kenntnis der Vorgänge beim Feinde heute durchaus begründet, wenn die Oberste Heeresleitung sich gegen die in der zweiten Note Wilsons sich ankündigenden scharfen Bedingungen auflehnte und wenn Ludendorff am 11. Oktober erklärte, daß der Krieg von uns weitergeführt werden könne, wenn eine Kampfpause eintrete.

Ende Oktober war nach Maurice die Lage so, daß die Deutschen im Felde noch die Möglichkeit hatten, langen Widerstand zu leisten. Die Alliierten waren noch weit von der deutschen Grenze entfernt. Starke Abschnitte waren dazwischen zu überwinden, wo die Deutschen den Winter über sich halten konnten. Es war, so urteilt Maurice, noch nicht vorgekommen, daß eine große, mächtige Nation, die um ihr Dasein kämpfte, sich unterwarf, so lange noch die Möglichkeit des Widerstandes bestand. Foch plante daher eine neue, große Schlacht, die am 1. November begann.

Aber auch diesmal wurde das Vorgehen durch die Zerstörung der Verbindungen verzögert. Für die Alliierten entstanden Zweifel, ob man dem Waffenstillstand zustimmen, oder die militärische Niederlage Deutschlands vollenden, nötigenfalls dem geschlagenen Feind nach Deutschland folgen solle. Maurice untersucht die Frage, ob der Waffenstillstand, wie vielfach behauptet werde, vom Standpunkt der Alliierten verfrüht gewesen sei. Auch hierbei stellt er sich auf den Standpunkt, daß die Deutschen entscheidend geschlagen gewesen seien. Das sei Fochs überragender Feldherrnkunst zu verdanken. Ueber diese Streitfrage kann hier hinweggegangen werden, obwohl viel darüber zu sagen wäre. Worauf es hier ankommt, ist die Feststellung, die Maurice macht, daß die Alliierten nicht mehr imstande waren, uns zu folgen.

Am 11. November hatten die im Vormarsch gegen die Maas begriffenen Alliierten nach Maurice die äußerste Grenze erreicht, bis zu der der Nachschub folgen konnte. Die Länge der Verbindungslinien, der Zustand der Bahnen, der Mangel an rollendem Material, die Zerstörung der Verbindungen durch die Deutschen bewirkten, daß am 11. November der Nachschub nur bis zu einer Linie von 35—50 Meilen (56 bis 80 Kilometer), in gerader Linie gemessen, hinter der Front vorgebracht werden konnte. Nach den Wegen gemessen, stieg die Entfernung oft aufs Doppelte. Die Lastkraftwagen waren nicht imstande, auf den zerstörten Wegen diese Entfernung zu überbrücken. Am 11. November war bei der 4. englischen Armee die Hälfte der Lastkraftwagen zusammengebrochen. Der Truppe konnte nur das Allernotwendigste nachgeführt werden, an Verpflegung verfügte sie nur über das, was der Mann bei sich trug.

Erst sechs Tage nach Beendigung des Kampfes, am 17. November, begann das Vorgehen der Engländer. Nur 16 von den 59 englischen Divisionen, also weniger als ein Drittel, traten an. Es war unmöglich, auch diesen kleinen Teil mit allem Notwendigen zu versehen. Anfang Dezember mußte wieder ein Halt eingelegt werden, weil der Nachschub durch die Eisenbahn nicht Schritt hielt.

Aehnlich war die Lage bei den Franzosen, Belgiern und Amerikanern. Es handelte sich aber nicht allein um den Nachschub für die Truppen, sondern auch um die Ernährung einer großen Zivilbevölkerung und einer großen Zahl befreiter Kriegsgefangener, die die Deutschen zurückließen. Das alles belastete den Nachschub außerordentlich.

Ein weiter, schneller Vormarsch über die Maas, der den Krieg durch ein großes Sedan beendet hätte, kam nach Maurice hiernach gar nicht in Frage. Wären die Feindseligkeiten fortgesetzt worden, so hätten die Alliierten einen Halt machen müssen, bis die Wege und Eisenbahnen hinter ihnen hergestellt worden wären und der Nachschub regelmäßig gearbeitet hätte. Man hätte also dem Feinde eine Atempause gewähren müssen, die ihm gestattet hätte, die Ordnung herzustellen und hinter die Maas zurückzugehen. Dort konnte er sich auf sehr viel kürzerer Front in einer starken Stellung festsetzen. Eine große Schlacht, die viel Menschenleben gekostet hätte, wäre erforderlich geworden. Den größeren Teil von Belgien einschließlich Brüssel und Antwerpen und das Industriegebiet von Charleroi hätte man der Zerstörung preisgeben müssen.

General Maurice bespricht auch die Aussichten des von Foch für den 14. November in Aussicht genommenen großen Angriffs in Lothringen beiderseits Metz. Auch hierbei hätte man mit großen Verlusten rechnen müssen und hätte einen großen Teil Loth=

ringens den Verwüstungen des Krieges und den Zerstörungen durch die Deutschen bei ihrem weiteren Rückzug ausgesetzt.

Das sind nach Maurice die Gründe, die die Alliierten bewogen, von der Fortführung des Krieges Abstand zu nehmen und sich damit zu begnügen, die Deutschen militärisch unschädlich zu machen.

Die Ausführungen des Generals werden vom Feldmarschall Haig in seinen 1919 gesammelt herausgegebenen Kriegsberichten bestätigt. Wenn auch er den Ruhm für die Alliierten in Anspruch nimmt, die Deutschen entscheidend geschlagen zu haben, muß er doch zugeben, daß der weitere Vormarsch im November aus denselben Gründen, die Maurice angibt, erheblich erschwert worden wäre. Tatsächlich sind schließlich Divisionen auf 130 bis 160 Kilometer entfernte Bahnhöfe angewiesen gewesen, von denen nur schlechte Wege zur Front führten. „Der Vormarsch wäre erheblich verlangsamt worden, wenn er angesichts des Widerstandes selbst eines geschlagenen Feindes hätte ausgeführt werden müssen. Die Schwierigkeiten der Versorgung wären in vieler Hinsicht ganz außerordentlich gestiegen, besonders durch die Notwendigkeit, große Munitionsmengen nachzuführen."

Dieselbe Ansicht hat Haig bei der am 25. Oktober stattgefundenen Beratung der alliierten Heerführer nach Angabe André Tardieus vertreten. Er sprach sich für gemäßigte Waffenstillstandsbedingungen aus. Die verbündeten siegreichen Armeen seien am Ende ihrer Kräfte, Deutschland aber sei militärisch noch nicht gebrochen. „Während der letzten Wochen sind die deutschen Armeen tapfer kämpfend in bester Ordnung zurückgegangen." Pétain dagegen war für scharfe Bedingungen, glaubte aber, daß die Deutschen sie nicht annehmen würden. Foch schloß sich ihm an. Auf die Frage des Obersten Rates, ob durch harte Bedingungen der Krieg verlängert würde und wie lange er dann dauern könne, erwiderte Foch, das könne niemand sagen: er könne drei, vielleicht aber auch vier bis fünf Monate dauern.

Auch der Vertreter Amerikas im Obersten Rat, General Bliß, meinte, das deutsche Heer sei zwar geschlagen, aber noch nicht gebrochen, vielmehr noch in beträchtlicher Stärke gefechtsfähig gewesen. Es hätte wohl noch Stellungen einnehmen können, von denen aus es die weiteren Verhandlungen beeinflussen konnte. „Nur die Revolution hat dies verhindert!"

Es sei noch das Urteil eines unparteiischen Neutralen angeführt. Stegemann stellt im 4. Band seiner Geschichte des Krieges fest, daß es im gesamten Verlauf der Kämpfe seit dem Umschwung im Juli bis zum Waffenstillstand dem Marschall Foch nicht gelungen ist, zu einer großen, entscheidenden Operation zu gelangen. Alle Versuche im September und Oktober blieben in einer riesigen

Parallelschlacht stecken. Nirgends reifte ein Durchbruch, nirgends eine Umfassung. Auch der für Mitte November geplante Angriff in Lothringen wäre auf deutsche Bajonette gestoßen. In voller Ordnung, so urteilt Stegemann, wich das deutsche Heer von Stellung zu Stellung zurück und kam, als die Kanonen schwiegen, vor der Maaslinie an, nirgends von Panik erfaßt, nirgends geworfen.

Aus allem geht hervor, daß wir noch im November tatsächlich hätten weiterkämpfen können. Im deutschen Heere herrschte damals die Empfindung, daß die Kräfte des Feindes nach den ununterbrochen Kämpfen doch auch erlahmen müßten. Würde er ganz Belgien durch die Fortsetzung des Kampfes der Zerstörung preisgeben, würde er es auf neue, große Kämpfe ankommen lassen, oder hatte er nicht auch ein Interesse an der Beendigung des Krieges? So dachten wir damals, ohne die Gewißheit zu haben, die man im Kriege niemals haben kann. Heute wissen wir es.

Die Atempause, die die Truppe brauchte und von der Ludendorff in der Sitzung der Staatssekretäre vom Oktober die Möglichkeit der Weiterführung des Krieges abhängig machte, wäre uns in der Tat gewährt worden. Wir hätten Zeit gewonnen, uns in der Antwerpen-Maas-Stellung zu neuem Kampf zu ordnen, den Widerstand weiter rückwärts, sei es an der Grenze, sei es selbst am Rhein, fortzusetzen und den Feind vor die Frage zu stellen, ob er es auf neue große Kämpfe ankommen lassen oder seine Bedingungen mäßigen wollte.

Trotz der Verluste und trotz des außerordentlich hohen Abgangs an Drückebergern wäre es möglich gewesen, soviel Ersatz dem Heere zuzuführen, daß der Kampf, zwar nicht auf die Dauer, aber auf eine bemessene Zeit weitergeführt werden konnte. Die Kriegsindustrie war imstande, das erforderliche Heeresgerät und die Munition zu beschaffen. Auch die Betriebsstoffe für Flugzeuge und Kraftwagen reichten noch auf einige Zeit hin. Der Zusammenbruch Bulgariens, der Türkei und Oesterreich-Ungarns erschwerte unsere Lage zwar außerordentlich und machte sie auf die Dauer unhaltbar, verhinderte uns aber nicht, zunächst noch Widerstand zu leisten.

Wie der Verlauf sich gestaltet hätte, wenn wir weitergekämpft hätten, vermag niemand zu sagen. Daß die Möglichkeit vorlag, durch die Fortsetzung des Widerstandes einen besseren Waffenstillstand zu erreichen, kann wohl nicht bezweifelt werden. Dann mußte aber die Gelegenheit ergriffen werden. Es war dies ebenso eine politische Notwendigkeit wie ein Gebot der Ehre. Der Feind hat angenommen, daß wir so handeln würden. Aber er hat, wie der Franzose Pierrefeu bitter bemerkt, „sich über die Stärke des deutschen Ehrgefühls getäuscht".

Der Amerikaner, General Bliß, hat Recht: die Revolution hat weiteren Widerstand verhindert.

9.

Revolution und Dolchstoß.

Die Revolution ist hinsichtlich ihrer Wirkung auf den Krieg die größte Torheit und das größte Verbrechen gewesen, das je ein Volk in der Stunde der höchsten Gefahr gegen sich selbst begangen hat. Alles kam darauf an, dem Feinde gegenüber bei den Waffenstillstandsverhandlungen eine entschlossene Haltung zu zeigen, das Schicksal des deutschen Volkes stand auf dem Spiel. In diesem Augenblick zerbrachen wir mit eigener Hand das Schwert, das die Truppe viereinhalb Jahre lang tapfer geführt hatte. Was durch die revolutionäre Agitation planmäßig von langer Hand vorbereitet und sorgfältig organisiert war, brach plötzlich mit verheerender Wirkung hervor. Die eigentliche Kampftruppe, so erschöpft und zerschlagen sie war, blieb auch jetzt noch im allgemeinen in der Hand ihrer Führer, bereit, bis zur letzten Kraft zu kämpfen. Aber bei den weiter rückwärts befindlichen Nachrichten-, Kraftfahrer- und Fliegerformationen, bei den Stäben der hohen Kommandobehörden, bei den Ersatzformationen und vor allem in der Etappe lösten sich alle Bande der Zucht und Ordnung. Die Tausende von „Versprengten", Drückebergern und Fahnenflüchtigen schlossen sich an. Der Gehorsam galt als überlebte Sache. Ein furchtbares Bild bot sich hinter der Front dar, an das nur mit Entsetzen zurückdenken kann, wer es damals mit eigenen Augen beobachtet hat. Kraftfahrer verkauften ihre Wagen, Mannschaften ihre Gewehre und Maschinengewehre an die belgische Zivilbevölkerung. Sie öffneten die Gefängnisse im besetzten Gebiet, stürmten Magazine, plünderten Verpflegungszüge und kämpften um deren Inhalt mit den Einwohnern, stürmten die Transportzüge und zwangen das Bahnpersonal mit Waffengewalt zum Abtransport. Kraftwagen, mit Beute beladen, eilten in wilder Flucht nach der Heimat.

Die traurigste und törichtste Erfindung der Revolution waren die Soldatenräte, die sich in lächerlicher Gespreiztheit Befehlsbefugnis anmaßen wollten, ohne das geringste Sachverständnis zu besitzen. Sie errichteten Entlassungsbüros, in denen den Mannschaften willkürlich Entlassungsscheine ausgestellt wurden, griffen in den Verpflegungsnachschub ein, hielten Züge an und verfügten willkürlich über sie, beschlagnahmten die unterwegs befindlichen Kraftwagen, besetzten die Fernsprechstellen und verhinderten die Befehlsübermittlung, beschlagnahmten Magazine und verfügten willkürlich über deren Bestände. Ich könnte zahlreiche Beispiele aus meiner persönlichen Erfahrung anführen.

Die wichtigsten rückwärtigen Verbindungen des Heeres waren aufs äußerste gefährdet, die Rheinbrücken gesperrt, die Bahnhöfe in Aachen, Köln, Düsseldorf usw. von Meuterern besetzt, die das ge-

samte Verkehrswesen in der Hand hielten. Der Nachschub war gesperrt, ohne den das Heer nicht verpflegt werden konnte.

Man kann es nur aufs höchste bedauern, daß nicht versucht worden ist, mit Waffengewalt der Meuterer Herr zu werden. Die Möglichkeit dazu war nach meiner Ansicht gegeben. Aber es gehörte außer festem Willen Zeit dazu. Zeit stand aber nicht mehr zur Verfügung. Wir mußten uns schnell entscheiden, ob wir die Waffenstillstandsbedingungen annehmen wollten, oder nicht.

Von gewisser Seite wird immer auf das Telegramm Hindenburgs vom 10. November 1918 hingewiesen, in dem gesagt wird, wenn die in dem Telegramm bezeichneten Erleichterungen der Bedingungen nicht erreicht werden könnten, sei trotzdem der Waffenstillstand abzuschließen. Was den Feldmarschall dazu gezwungen hat, wird meist verschwiegen. Es war die Revolution. Sie machte jeden weiteren Widerstand unmöglich, nun mußte unterschrieben werden. Mit diesem Fluch ist die Revolution belastet.

Von alledem berichtet Herr Köster nichts.

Die Revolution hat dem Heere den Dolch in den Rücken gestoßen, nachdem es durch lange Wühlarbeit vorher vergiftet worden war. Die Dolchstoß-Legende ist kein unklares und gefährliches Schlagwort, wie behauptet worden ist. Das Wort vom Dolchstoß ist eine klare Bezeichnung für eine der traurigsten und beschämendsten Tatsachen. Die Geschichte wird darüber richten.

Daß die Revolution nach dem Waffenstillstand die an sich schon äußerst schwierige Rückführung des Heeres fast zu einer ungeheuren Katastrophe gestaltet hätte, steht fest. Es ist ein Wunder, daß die Rückführung trotzdem gelang. Es kann hier aber nicht näher darauf eingegangen werden.

Schluß.

Der Leser möge selbst auf Grund des dargelegten Materials urteilen, ob die Darstellung Kösters nach Form und Inhalt sachlich, ob sie unparteiisch und kriegswissenschaftlich erschöpfend, oder einseitig und zu Parteizwecken gruppiert ist.

Es liegt mir fern, zu behaupten, der Krieg sei lediglich durch die Unterwühlung des Heeres und durch die Revolution verloren worden. Vieles mußte zusammenkommen, um das deutsche Volk trotz ungeheurer, in der Geschichte nie erreichter Leistungen schließlich zu Fall zu bringen. Unsere Schuld liegt zum Teil schon in der Zeit vor dem Kriege, als wir versäumt haben, unsere Wehrkraft so auszunutzen, wie es die Lage gebot und wie es die Franzosen und Russen taten. Im Kriege waren es unsere verfehlte äußere und kraftlose innere Politik, das ewige Reden von einem Verständigungsfrieden, die Friedensresolution, dann vor allem die Blockade

mit ihrer verheerenden Wirkung, schließlich auch die geschickte feindliche Propaganda, die an der Kraft unseres Volkes gezehrt haben, bis es nach heldenmütigen Leistungen erlahmte. Unserem erschöpften, bis zum äußersten Grade menschlicher Leistungsfähigkeit angespannten Heere fehlte der Ersatz. Es unterlag der außerordentlichen Ueberlegenheit des Feindes, nachdem die Amerikaner in ungeahnter Stärke auf dem westlichen Kriegsschauplatz erschienen waren. Von der scharfen U-Bootwaffe haben wir nicht den richtigen Gebrauch zu machen verstanden. Der Zusammenbruch Bulgariens, der Türkei und schließlich Oesterreich-Ungarns raubte jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Es soll auch durchaus zugestanden werden, daß der militärischen Kriegsleitung manche Fehler vorgeworfen werden können. Wer aus der Kriegsgeschichte weiß, daß die größten Kriegshelden, Hannibal, Friedrich der Große, Napoleon, keineswegs fehlerlos gehandelt haben, und wer aus eigener Kriegserfahrung die ungeheure Schwierigkeit der Kriegskunst kennt, wird nachher am grünen Tisch gerechter darüber urteilen, als von weniger Erfahrenen oft geschieht.

Daß aber den pazifistischen, internationalen Bestrebungen, dem Antimilitarismus, den verschwommenen Gedanken von Völkerversöhnung und ewigem Frieden, vor allem der von der Heimat ausgehenden revolutionären Unterwühlung des Heeres ein bedeutendes Maß von Schuld an unserem Zusammenbruch zufällt, halte ich für erwiesen.

Trotz allem hätten wir weiterkämpfen können, wenn auch, wie ausgeführt worden ist, nicht um den Sieg zu erringen, sondern auf beschränkte Zeit und mit beschränktem Ziel. Erst die Revolution raubte uns den letzten Rest von Widerstandskraft und lieferte uns wehrlos dem Feinde aus. Herr Scheidemann aber verkündete der Welt von der Freitreppe des Reichstages aus, das deutsche Volk habe auf der ganzen Linie gesiegt! Ein trauriger Sieg!

Herr Köster ist mit dem Abschluß des Waffenstillstandes offenbar einverstanden. Wir hätten sonst noch schlechtere Bedingungen bekommen, meint er. Sein Trost ist der erwähnte „Rechtstitel“. Ich war im Zweifel, was er damit meinte. Aus den „amtlichen Urkunden“ über die „Vorgeschichte des Waffenstillstandes“ (S. 19) entnehme ich, daß er dabei an die Zusage der Lansingschen Note vom 5. November betreffend die berüchtigten 14 Wilsonschen Punkte gedacht hat. Man muß staunen über diese Denkart. Sie zeigt, daß wir unbelehrbar sind. Herr Köster möge es versuchen, den Rechtstitel Frankreich zu präsentieren. Rechtstitel würden im Verkehr mit unseren bisherigen Feinden nur eine Bedeutung haben, wenn Macht dahinter stände.

Freudig begrüßt die Presse unserer Gegner die Köstersche Schrift. Vor mir liegt ein Aufsatz in dem in Mainz erscheinenden

„Echo du Rhin“ vom 17. November 1921, der daraus die, angeblich durch Urkunden und Zahlen von einem Minister des Deutschen Reiches unwiderleglich bewiesenen Tatsachen zusammenfaßt: Deutschland ist nicht aus Mangel an Siegeswillen unterlegen, das Heer ist nicht durch pazifistische Agitation unterwühlt worden, sondern das deutsche Heer war endgültig militärisch besiegt und völlig außerstande, weiterzukämpfen. Das ist ein Bekenntnis aus dem deutschen Lager, das den Franzosen höchst erwünscht ist. Ihr nationaler Stolz verlangt, daß sie als die Sieger erscheinen.

Unser nationaler Stolz ist nicht sehr groß. Der Abgeordnete Crispien erklärte auf dem Leipziger Parteitag der Unabhängigen kürzlich: „Wir kennen kein Vaterland, das man Deutschland nennt. Unser Vaterland ist die Erde!“

Ich habe nicht die Hoffnung, daß Herr Köster und seine Parteifreunde ihre Ansicht auf Grund vorstehender Darlegungen ändern und für eine berichtigte Auffassung der Gründe unseres Zusammenbruchs durch kostenlose Verbreitung auch meiner Schrift eintreten werden. Der Deutsche betrachtet nun einmal die Dinge in erster Linie von seinem Parteistandpunkt aus. Wohl aber hoffe ich, daß dem deutschen Volke doch noch einmal die Augen darüber aufgehen werden, welches Verbrechen diejenigen begangen haben, die die Widerstandskraft unseres Heeres zu untergraben bestrebt waren, um die Bahn für ihre politischen Ziele und für die Revolution frei zu machen.



